Das Heimweh

und

der Selbstmord.

Von

Julius Heinrich Gottlieb Schlegel,

des Großh. S. Weimar. Falken-Ordens Ritter,

der Medicin und Chirurgie Doctor, Herzogl. S. Meining. Geheimen Hofrathe, Hofmedicus, erstem ärztlichen Mitgliede der Medicinaldeputation Herzogl. Landesregierung Verwaltungssenats, Brunnenarzte zu Liebenstein, der Kaiserl. Königl. medicinisch-chirurg. Josephs-Academie zu Wien, der Königl. Baierschen physikalisch-medicin. Societät zu Erlangen, der philosophisch-medicin. Gesellschaft zu Würzburg, der botanischen Gesellschaft zu Regensburg, der Großherzogl. S. Weimar. mineralogischen Gesellschaft zu Jena und der Russ. Kaiserl. Societät der gesammten Mineralogie zu St. Petersburg Mitgliede.

Erster Theil.

Hildburghausen, 1835.

Verlag der Kesselring'schen Hofbuchhandlung.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Das Heimweh.

Der Urkunde zufolge wissen wir zwar, daß der **Garten Edens**, in welchem das erste Menschenpaar seit seiner Erschaffung im Stande der Unschuld lebte, in Süd-Asien, auf dem Gebiete des heutigen — unter allen Ländern den größten Reichthum an Früchten und Blumen besitzenden — Persiens, gelegen haben soll. Allein noch ist man nicht im Klaren, wo dieß Lustgefild und die Gärten der Hesperiden zu suchen sind.

Unbezweifelt aber war und ist derselbe noch für jeden seitdem gebornen Menschen nur dort, wo er seine Jugend gelebt und seine ersten Träume, gleich dem Vater der Menschheit, geträumt hat, — **da** ist jedem sein Paradies, sein verlornes Paradies; da, wo es ihm vorkommt, als könnte die Blume des Feldes nirgends schöner blühn, wo er unter den Augen der liebevollen Mutter aufwuchs, an der Seite eines guten, verständigen Vaters im belebenden Sonnenschein **zuerst** den Crystall der Quelle, den Wald, die Berge und Thäler, die Wiesenblume, die schöne Flur, überhaupt seine nächsten Umgebungen erblickte, das Zwitschern und Singen der Vögel, das Schwirren und Sumsen der Insekten, bei Nacht den gestirnten Himmel bewunderte, die ganze große Natur durch der Eltern frohen Blicke und durch ihre Belehrung ihm doppelt lieb ward.

Kurz, **wo man's Paradies soll finden, da muß man auch geboren seyn**, denn

Dem Plätzchen, wo am ärmsten Herde
Uns letzt' der erste Sonnenstrahl,
Dem gleicht an Reiz nichts auf der Erde
Und wär's auch Krösus Freudensaal.

Lassen wir daher mit freundlichem Lächeln jenem Schweden gewähren, der den Garten Edens nach Schweden, nach Stockholm, das Paradies des Nordens, und den Altpreußen, der es zunächst Königsberg versetzte!

Ein Isländisches Sprichwort sagt sogar: Island sey das schönste Land, auf welches die Sonne scheine, wofür auch die Eskimo das ihrige halten.

Wie wahr ist nicht Richard Roos's heiliges Land!

Wo Memphis, Athen und Rom einst stand,
Das nennt der Antiquar sein heil'ges Land;
Dort ist jed' Stück Erd' ihm ein klassischer Boden;
Dem weih't seine Lyra die herrlichsten Oden, —
Doch darin sind er und ich Antipoden.

Wo im Vaterhaus' einst meine Wiege stand, —
Wo ich knüpfte der Liebe heiliges Band, —
Wo ich Thränen wein' unvergeßlichen Toden, —
Das ist und bleibet mein klassischer Boden;
Dort findet Erinn'rung mein heiliges Land.

Wahrhaftig der Greis ist zu beklagen, welcher nicht sagen kann und will: „Nach der trauten Heimath Land erwachen noch einmal die Gefühle, denn dort fesselt mich manches Band an so Vieles, dort, wo ich ganz wieder in der Heimath meines Herzens wohne, und dieß sich verjüngt fühlt, wie in den Tagen, die ich im Kreise meiner Eltern, Geschwister und Freunde verlebte, wo ich aber auch die Särge der Meinigen zu den Gräbern, die sie aufnahmen, begleitete, wo ich mich jener Plätze, die Zeugen meiner schuldlosen Kinderspiele waren, mit dem angenehmsten Gefühle erinnere, wo mir alle die Morgen, Mittage und Abende mit ihren Schönheiten und Rührungen dann von Neuem recht lebendig vor Augen stehen. — Treffend und schön drückte Delille dieß Gefühl aus, indem er, 20 Jahre von seiner Heimath entfernt, beim Anblick seines väterlichen Dorfes ausrief:

O village charmant! o riantes demeures!
Il semble qu'un autre air parfume vos rivages,
Il semble que leur vue ait ranimé mes sens,
M'ait redonné la joie, et rendu mon printemps.

Die Liebe zur Heimath ist und bleibt fast eben so stark, wie die zum Leben, die Phantasie spiegelt uns daraus die beseligendsten Bilder vor, der Zauber der Erinnerung geleitet den Menschen durch dieß Leben, wirkt im Greise stärker, als selbst im Jünglinge, weil sein Daseyn mehr in der Vergangenheit liegt.

Wenn nun besonders in jungen Leuten, — bei welchen jedes widrige Geschick und jeder Druck der langen Weile die Lebhaftigkeit der Erinnerungen an die eben doppelt reizend erscheinende Zeit der Jugend, der Gefühle und der Freiheit, genug das dolce ricordar dei tempi passati erhöht, — indem sie in einem fremden Land in eine Lage kommen, die von der gewohnten heimathlichen so ganz verschieden ist, daß die Erinnerung die schönen Bilder ihres Vaterlandes oder auch nur ganz nahen Geburtsortes in ihre Seele führt; — ein schmerzliches, nicht zu befriedigendes, unbezwingbares, nagendes Sehnen und Verlangen zur Rückkehr an die Orte, wo die erste Kindheit verlebt wurde, so durchaus den ganzen Sinn erfüllt, daß der Befallene für nichts Anderes mehr Empfänglichkeit hat; wenn er nicht entfliehen kann, in sich gekehrt, trauert, wenig spricht, schwer athmet und seufzt, einsame Orte sucht, sein schwermüthiges, thränendes Auge sich mühsam dem Tageslichte öffnet, seine Miene bei dem schwächsten Strahl der Hoffnung zu der Rückkehr in seinen Geburtsort sich erheitert, sein Herz bei der geringsten Bewegung klopft, der Schlaf ihn flieht, höchstens Träume ihn in den Kreis seines Heims mit den ihn liebsten Personen versetzen, allein auch beim Erwachen in ein desto tieferes Meer von Traurigkeit versenken, er dann in fast unglaublich schnelle äußerste Kraftlosigkeit verfällt und in melancholischem Hinbrüten dahinwelkt, bei dem Aufhören des belebenden Einflusses der Geistesthätigkeit die Ernährung des Körpers leidet, alle Ab- und Aussonderungen gestört werden, Stockungen und Entzündungen entstehen, der Kranke, wenn er sich nicht selbst den Tod giebt, endlich an Marasmus oder an der Wassersucht und schleichendem 2c. Fieber stirbt; — so nennt man dieß: das Heimweh oder die Nostalgie.

Da diese durch nichts leichter erregt werden kann, als

durch die Lage, die gegen die vaterländische auf irgend eine nachtheilige, empfindliche Weise contrastirt, und um so schneller und heftiger, je größer und auffallender solche Ausländer den Abstand des Klima, der Gegenden, der Lebensart, der Regierungsform, der Sprache, der Lebensmittel, Tracht u. dgl. des fremden Landes, worin sie sich aufhalten, gegen die in ihrer Heimath, finden; so wird sie in unsern Zeiten nirgends häufiger erscheinen, als unter den nach Amerika und Griechenland 2c. ausgewanderten Deutschen und Polen.

Tief ergreifend werden in Manchem derselben die Klagetöne des Dichters wiederhallen:

Ich komme vom Gebirge her;
Da rauscht ein Wald, dort braus't ein Meer, —
Hier leb' ich still und selten froh,
Und immer fragt mein Seufzer, wo? :,:

Die Sonne scheint mir hier so kalt,
Die Blüthe welk, das Leben alt,
Und was sie sprechen, leerer Schall;
Ich bin ein Fremdling überall. :,:

Wo bist du mein geliebtes Land?
Dem Herzen, wie dem Geist verwandt,
Land meiner Jugend, Hoffnung grün,
Wo meines Lenzes Rosen blühn. :,:

Wo meine Träume wandeln gehn,
Wo meine Toden auferstehn.
O Land, das meine Sprache spricht,
Und Alles hat, was mir gebricht! :,:

Hier leb' ich still und selten froh,
Und immer fragt der Seufzer, wo?
Und immer tönt's in mir zurück:
Wo du nicht bist, da ist dein Glück. :,:

Boissier de *Sauvages* beurtheilte (im Jahr 1768) das Heimweh ganz richtig mit den Worten: Est genus morositatis quo peregrini ad parentes et patriam suam reverti tam intense cupiunt, ut reditu denegato, moerore, agrypnia, aliisque gravibus symptomatis divexentur.

Nostalgia simplex est vel complicata, utraque aggreditur juvenes mollius in parentum sinu educatos, qui prima vice peregrinantes, vel adversam fortunam, vel morbum incurrunt, et amicis orbati patriae suae delicias mente revolvunt, earumque desiderio tanto majori tenentur, quo pejus habent, ut si a sociis pro rudibus habiti illis ludibrio sint, si ob linguae, morumque differentiam, soli vivere cogantur, hinc alto moerore detenti omnem societatem fugiunt, nemini suae aegritudinis causam declarant, anorexia, pervigilio, asthenia, aliisque gravibus symptomatis extenuantur.

Nostalgia simplex est illa, quae nullo morbo gravi accedit, licet symptomata diversa secum adducat, scilicet moestitiam, solitudinis amorem, taciturnitatem, cibi et potus aversationem, virium prostrationem febriculam vespertinam. In Nosocomio Monspeliensi pluries observata est in corpore Nostalgicorum una aut altera macula livescens. Vidi puerulum mendicorum filium, cujus proinde patria erant tantum trivia et viae publicae, qui parentibus suis orbus hoc morbo laborabat. Rarissime Philiatri Monspelienses hunc morbum experiuntur, quia in numerosa amicorum societate, facile parentum suorum obliviscuntur, quamdiu voluptatibus sectandis eis copia sufficit.

Curatio ex auxiliis moralibus solum est repetenda, ut ex amicorum consuetudine, ludis, theatris, comessationibus, sufficienti nummorum copia; sed si paulo gravior sit morbus et illis remediis resistat, unicum auxilium est reditus in patriam; licet enim aegri prostrati, debiles, vix e lecto surgere possint, cum certa spes est se in patriam reversuros esse, mox melius habent, vires resumunt, et in ipso itinere saepe sanantur: pauperculi vero quos e nosocomiis educere et apud se recipere non possunt parentes, aut qui parentibus orbi sunt, fere omnes hoc morbo moriuntur, atque auxilia chirurgica et pharmaceutica saltem inutilia sunt, evacuantia vero omnia ipsis noxia. *Nostalgia complicata.*

Est illa quae synochum, tertianam, tritaeophyam, vel aliam febrem comitem habet, in cujus quidem curatione summa virium conservandarum debet haberi cura. Si quis ex febrium paroxysmis nausea, vomitu, anorexia, concluderet saburram continuo praesentem, et e primis viis eliminandam, is potius animam foras ejiceret quam totam quam fingit sibi saburram. Ad kinkina confugiendum est; emulsiones cum sufficienti narcotici dosi vespere sunt exhibendae, et non solum proxima spes redeundi in patriam ipsis facienda est, verum etiam utcumque aeger sit debilis, et febre correptus, vel rheda, vel lectica ad parentes suos est dimittendus, quippe hic solus itinerationis apparatus proximus plus valet ad morbum abigendum quam omnia remedia vulgaria; sunt etiam qui perspecta libertate patriam suam repetendi, ex hoc solo illico convalescunt, et nostalgia liberantur, licet patriam suam non repetant, saltem aegri fere in medio itinere vires, et paulo post sanitatem recuperant. *Nostalgia simulata*, De Meyserey Malad. des Armées, No. 25. p. 109.

Dignoscitur dolus ex pulsus robore, aequalitate, faciei nitore, colore sano, fame, metu diaetae denuis, phlebotomiae et catharseos aversatione; ex cognito motivo vero militiam effugere cupiunt et missionem impetrare.

Capuron und *Nysten* definiren dieß Leiden kurzweg so: Ennui causé par le desir du retour; maladie du pays, ou desir violent de retourner dans la patrie; *Hanin* in Paris: Nostalgie, maladie d'ennui et de lanqueur causées par le désir de retourner dans son pays, de revoir ses foyers — also mit Homer (*ΟΜΗΡΟΥ ΟΔΥΣΣΕΙΑΣ ΡΑΨΩΙΔΙΑ* A. v. 57—59.):

. . . . *αὐταρ Ὀδυσσεύς,*
ἱεμενος καὶ καπνὸν ἀποθρώσκοντα νοῆσαι
ἧς γαίης, θανέειν ἱμείρεται.

mit dem sehnsuchtsvollen Verlangen: nur den Rauch von seiner heimathlichen Wohnung wieder aufsteigen zu sehen, — wenn auch dann — zu sterben.

Ein gefühlvoller Dichter hat in einer *Charade* die das *Heimweh* betreffenden Räthsel in einen passenden Bezug auf einander gebracht, und dieß Gedankenspiel in folgenden, der epigrammatischen Pointe nicht ermangelnden, gelungenen Versen recht sinnig ausgesprochen:

Gott grüße dich! lustiger Wandersmann,
Wo eilest du hin mit leuchtenden Blicken?
So rief den jungen Gesellen ich an:
Da sprach er das Erste mit freundlichen Blicken.

Wie wärst du beglückt, wennn stets zu entfliehn
Dem Zweiten, dir hätte dein Gott verliehn!
Verscheuche den Wahn, du ringest vergebens,
Es folget dir schon von der Pforte des Lebens.

Hast, ein Fremdling, du mächtig das Ganze gefühlt,
So greif zum pilgernden Wanderstabe,
Und ohne daß Ruhe noch Rast dich labe,
Voll Drang, wie der Pilger zum heiligen Grabe,
Zieh hin, wo dein brennendes Sehnen sich kühlt.

Wie der Geist dergestalt an bildlichen Vorstellungen hängen kann, daß er einen vorherrschenden Gefallen daran findet, wird er noch mehr durch den einen oder den andern Effekt gefesselt, so daß ihn fast ausschließlich der Gegenstand desselben beschäftigt. Zwei leidenschaftliche Seelenzustände dieser Art, welche ihrer Bedeutsamkeit halber mit besondern Namen bezeichnet wurden, sind der *Liebeswahnsinn* (ἡ ερωτομανια) und das *Heimweh*. Jene bezeichnet die grenzenlose Anhänglichkeit an eine wirklich vorhandene Geliebte, oder an ein in der Phantasie thronendes Bild derselben, dieses den unbesiegbaren Schmerz über die Abwesenheit von dem frühern Aufenthaltsort und dessen Umgebungen. Den Erotomaniacus kündigt schon sein schmachtender Blick an, der bereitwillige Zeuge seiner nie schlafenden Gefühle. Seine Aeußerungen verrathen Zärtlichkeit, sein ganzes Benehmen eine ausgezeichnete Anständigkeit und Gefallsucht. Er scheint sich gewissermaßen selbst zu vergessen. Er verehrt die vor seiner Phantasie stehende Gottheit, oft ohne es noch laut werden zu lassen, und dann mit um so größerer Gefahr. Sklavisch besorgt er die von seiner

Schönen erhaltenen Aufträge und kindlich treu. Unerschöpflich ist er, soll er die Vollkommenheiten aufzählen, welche er an ihr zu finden wähnt. Ist der Gegenstand seiner Liebe abwesend, so drücken seine veränderten Gesichtszüge geheime Trauer aus. Er wird unruhig, nachdenkend und leicht gereizt. Nur die Rückkehr desselben belebt sein Herz wieder mit neuer Freude. Seine Muskeln gewinnen dadurch neue Kraft, sein Mund wird beredter. Selbst in seinen Träumen spielt der Liebling seines Herzens eine fortwährende Rolle. In erotische Gefühle versenkte Personen werden, gleich den Melancholikern, überhaupt Tag und Nacht von denselben Ideen und denselben Empfindungen verfolgt, welche um so tiefer eingreifen, als sie fast unzertrennlich sind von Leidenschaften jeder Art, der Furcht und der Hoffnung, der Freude und der Verzweiflung, der Wuth u. s. f. Sie vernachlässigen und verlassen, ja sie fliehen ihre Verwandten und Freunde, sie setzen keinen Werth auf ihr Glück; die gesellschaftlichen Beziehungen sind ihnen gleichgültig. Hierbei sind sie im Stande, sobald es ihrer leidenschaftlichen Stimmung keinen Eintrag thut, das Ungewöhnlichste, Schwierigste, selbst das Wunderlichste zu übernehmen. In einigen Fällen nimmt die Erotomanie eine andere Gestalt an. Die erotisch Befangenen wollen den Zustand ihres Herzens nicht kund werden lassen. Sie bleiben im Ganzen bei Vernunft, befinden sich aber in einer traurigen Lage; sie sind niedergeschlagen, düster und in sich gekehrt. Sie verfallen gar in ein Fieber, welches Lorry das erotische nennt. Es hat dieß bald einen langsamen, bald einen schnellen Verlauf und zuweilen einen üblen Ausgang. Nimmt die Erotomanie nicht diese Wendung, so artet sie aus, wie jede andere fixe Melancholie. Zu einer Idee treten unmerklich andere, die mit der Hauptidee in Verbindung stehen. Ein allgemeiner Wahnsinn nimmt Platz, welcher in Blödsinn übergehen kann. Diese kranke Gemüthsstimmung, welche, wie jede Melancholie von Bedeutung, in einem Culminationspunkt heftiger Leidenschaft besteht, führt nicht selten zum Selbstmorde, sobald sich Verzweiflung zu ihr gesellt. Sapho, als sie Phaons Herz nicht rühren konnte, stürzte sich vom Leukadischen Felsen herab. — Das Heimweh hat mit der Ero-

tomanie in vielen Stücken Aehnlichkeit, wenigstens dann, wenn der Gegenstand erotischer Huldigungen entfernt, oder gar nicht zu erreichen ist. Sowohl der vom Heimweh Niedergedrückte, als der von einem geliebten Gegenstande Gefesselte fühlen sich einsam und verlassen, und sehen jenseits eines unzugänglichen Abgrundes das Original des Bildes, welches vor allen ihre Seele beschäftigt. Ein solches ist von Lebret (Bilder-Magazin in Miniatur vom Jahr 1834) aufgestellt worden unter der Ueberschrift:

Der Sänger in der Fremde.

In die Heimath möcht' ich wieder,
  In die Heimath möcht' ich ziehn!
Grausam ist's, vom Vaterheerde,
  Grausam ach! vom Liebchen fliehn!

Kann die Ströme nicht begreifen,
  Daß sie Wellen ohne Ruh
Von den Heimath-Bergen drängen,
  Rastlos nach der Ferne zu.

Kann die Wolken nicht begreifen,
  Schwebend hier vom Heimaththal,
Daß sie wandern ohne Rasten
  Fort im Sonn- und Mondenstrahl.

Hätt' ich Sturmgewalt, ich eilte
  Sehnend in mein Heimathland;
Hätt' ich Wogenkraft, ich drängte
  Brausend mich ins tiefste Land.

Manchen Frühling sah ich wandern,
  Tausend Vöglein übers Meer,
Neuer Frühling, schöner Frühling
  Bring' mir die Geliebte her.

Die erste Wirkung des Heimwehes ist (nach Niemann's — mit meiner oben erwähnten, im Ganzen genommen, harmonirenden — Ansicht) eine tiefe Betrübniß, welche bald auf den ganzen Organismus ihren Einfluß zeigt. Gehirn und Magen werden gleichzeitig angegriffen. Das erstere hat nur einen Zugang für seine Lieblingsidee, der andere lei-

det an Krämpfen und sehr lästigen Gefühlen verschiedener Art. Eine finstere Stimmung bemächtigt sich des Unglücklichen, das Athemholen wird erschwert, und tiefe Seufzer erleichtern es nicht. Die Eßlust geht verloren; die Verdauung wird gestört; die Erzeugnisse in den ersten Wegen entarten. Bei dem Bestreben, die Ursachen seiner Verstimmung zu verbergen, bei dem Bedenken, sie andern zu gestehen, sucht der vom Heimweh Gedrückte einsame Oerter; er verliert sich in das Dickigt der Wälder, trägt allein sein Mißgefühl und keine Anstrengung vermag es zu verscheuchen. Die Einsamkeit verschlimmert seine Lage. Sein Gedankenspiel, oder vielmehr die Starrsucht seiner Seele wird unterhalten; die Kräfte des Körpers verschwinden. Die Glieder ermatten. Der nun auch körperlich Erkrankte kann seine Spaziergänge in der Einsamkeit nicht mehr fortsetzen, und nahet sich immer mehr dem unvermeidlichen Untergang. Eine tödtliche Blässe überzieht sein Gesicht. Die Augen, düster und von Thränen leicht durchnäßt, öffnen sich nur mit Mühe; der Herzschlag wird regelwidrig. Die geringste Bewegung regt ihn auf. Die Nerven werden gegen jeden Eindruck ungemein empfänglich, die Absonderungen gestört, und in den edelsten Organen entstehen Stockungen. Der Schlaf flieht das Bett des Beklagenswerthen, und mindert noch ein glücklicher Traum sein Leiden, so ruft er ihm die ihm theuern Gegenstände seines Herzens ins Andenken zurück, und ein schrecklicheres Erwachen tritt jederzeit an seine Stelle, denn seine Täuschung ist verschwunden. Träumend läßt der Unglückliche manches Wort hören, das die Lippen des Wachenden verschließen. Dem schon sterbenden Auge schwebt noch das Bild seines Vaterlandes vor,

et dulces moriens reminiscitur Argos.

Mehrere Aerzte sind der Meinung: die Anhänglichkeit an einzelne vaterländische Gewohnheiten und die lebhafte Erinnerung daran geben den ersten Anstoß zur Nostalgie. Sie haben Recht. Sie bringen indeß nicht für sich das Heimweh hervor. Nicht der Kuhreihen erregt in dem Schweizer das Heimweh. Es ist der Funke, der einschlägt und ein Feuer entzündet, welches um sich greift. Nicht der Bewohner von Ge-

birgsgegenden hat vor andern Anlage zu der Krankheit. Die Einwohner der Normandie, welche zum ersten Mal einen längern Aufenthalt in Paris wählen mußten, besonders solche, welche zur dienenden Classe gehörten, verfielen in dasselbe, unterdessen die Savoyarden davon frei blieben. Nicht die Gleichheit des Climas schützt davor, vorzüglich nicht, wenn in dem neuen Wohnorte eine ungewohnte oder harte Behandlung hinzukommt. Fallen die Neger nach ihrer Ankunft in den Colonieen Barbaren als Herren in die Hände, so suchen sie oft freiwillig den Tod, und um so leichter, als sie die Ueberzeugung hegen, daß sie in ihrem Vaterlande wieder auferstehen. Gewöhnlich trifft man sie an den Bäumen erhängt. Von Kindheit an mit der Wirkung der Giftpflanzen bekannt, die vor ihren Augen vielartig emporkeimen, pflegen sie zuvor davon Gebrauch zu machen, um die Pferde, Ochsen und Maulesel, als treue Genossen ihrer Sklaverei, zugleich davon zu befreien (Hist. philos. des deux indes).

Wohl dem, der dieß furchtbare Körper- und Seelenleiden — nach welchem bei der Section Laugier das kleine Gehirn vereitert und die Gedärme entzündet, Audonart den Magen ganz zusammengeschrumpft, Lorrey Gehirn und Gehirnhäute erweicht und entzündet, Lungen und Herz mit geronnenem Blut überfüllt, Ebel das Herz zerrissen gefunden hat — nur den Benennungen nach kennt! Der griechische Ausdruck: *η νοσταλγια*, ist bekanntlich aus *νοστος*, die Zurückkehr, Zuhausekunft, und *το αλγος*, die tiefe Traurigkeit, der Schmerz, das Leiden, und daher *νοσταλγεω*, ich leide am Heimweh, verlange sehnsüchtig nach Hause, zusammengesetzt; so wie der Ausdruck Pothopatridalgia aus *πόθος*, *πατρις*, Sehnsucht, Vaterland. Auch unter den Namen: Nostromania, Nostrasia, Philopatridomania etc. kommt diese Krankheit vor. — In der sie betreffenden nicht reichen Literatur haben sich, außer den in dieser Schrift beiläufig Genannten, darüber ausgesprochen: Harder und Hofer, Zwinger, Tackius, Hüber, Berhovitz, Ulysses von Salis, Jung, Guerbois, Castelnau, Therrin, Pauguet, Zangerl, Andresse, Dellaporte, Pellegrini,

Lanzoni, Hoyer, Tode, Scheuchzer, Hamilton, Moricheau-Beauchamp etc.

Der Niederländer nennt sie Heimwee; der Däne: Hiemsyge, Hiemwee; der Schwede: Hemsjuka; der Engländer: homing, broken heart; der Franzos: Maladie du pais; der Portugiese: Doenca de paiz; der Russe: Matanie (Seranie); der Pole: Bos'nost' luba oyczysno (spr. Oidzschisno), schmerzlicher Wunsch nach der lieben Heimath.

Wehe dem, der sie selbst empfinden muß! Doch sie beobachten und, wo möglich, sie heben können, ist für Kopf und Herz des Arztes höchst belohnend.

In früheren Zeiten mag wohl das Heimweh seltener vorgekommen seyn, da in der Vorzeit größtentheils ganze Völker sich zusammen erhoben, auch nur das Mannsalter zum Kriegsdienste verpflichtet war, und die verschiedenartigsten Völker sich nicht, wie in der neueren Zeit, vermischten. Doch die Anlage dazu liegt schon in der den Menschen und Thieren angeborenen Vorliebe für ihr Vaterland, in dem innern, stillen, mächtigen Zuge nach dem *dulce natale solum*, der den Ulysses — nachdem er nach der Eroberung von Troja zehn Jahre lang an verschiedenen Küsten herumgeirrt — zur Insel der Sirenen und auf die tief im Ocean liegende waldige Insel Ogygia führte, wo er mit der Beherrscherin derselben, der Kalypso, fast acht Jahre vertraut lebte und zwei Söhne zeugte.

Doch endlich zog ihn die Sehnsucht nach seinem Vaterlande und nach seiner Gattin Penelope, die Reize der Göttin Kalypso verwindend, zu der kleinen Insel Ithaka im jonischen Meere, von jener Feeninsel, so wie den ehrlichen Sherasmin von den Ufern des Euphrats nach den Ufern seiner Garonne, zurück.

Das weibliche Geschlecht scheint deßhalb seltener von dem Heimweh ergriffen zu werden, weil es gewöhnlich nur aus dem Kreise seiner Familie tritt, um selbst einen zu gründen, und weil seine Seele, ganz beschäftigt mit den neuen Gegenständen seiner Zärtlichkeit, Gefühle und Pflichten, weni-

ger den Eindrücken seiner Phantasie preis gegeben ist. Wo dieß aber nicht statt findet, z. B. wenn Landmädchen in volkreiche Städte in sclavischer Abhängigkeit in Dienst kommen, entsteht es auch sehr leicht; ungleich häufiger aber beim männlichen Geschlecht, zumal bei Solchen, die in der Einsamkeit rauher und wilder Gegenden und in Ungebundenheit aufwachsen, dabei an wenige Bedürfnisse gewöhnt, mehr Geist der Unabhängigkeit, und eben weil sie sich weniger aussprechen (Schnurrers Ansicht zufolge) auch tieferes Gefühl bewahren, während Diejenigen, die ihre Jugend in belebtern Kreisen zubrachten, mehr Weltbürgersinn erhalten, wohl auch manche Entbehrung schwer empfinden, aber dann mehr körperlich leiden.

Es können zwar alle Nationen von dem Heimweh befallen werden, indem es unter Allen Individuen gibt, die eine große Anhänglichkeit an ihr Vaterland haben. Doch scheinen allerdings vorzüglich die nördlichen und die Bergvölker ihm ausgesetzt zu seyn.

. . . . Natale Solum dulcedine cunctos
Ducit, et immemores non sinit esse sui.

OVID.

Schmerzlicher getäuscht wurde wohl kein Mensch im entferntesten Fremdlande, als Bougainville's Otaheiter, der eines Tages in dem Pariser Pflanzengarten seine Heimath wieder zu finden glaubte, als er dort einen Strauch aus seiner Insel entdeckte und sich dadurch ganz glücklich fühlte. Die Freude darüber verschwand aber schnell wieder, als der Arme hörte, daß der Strauch in einem Gewächshause gezogen worden sey.

Heilig ist gewiß jedem gefühlvollen Menschen die Erde, auf der ihm zuerst die Sonne schien; aber am heiligsten manchen Israeliten die aus der Heimath ihrer frühesten Voreltern. Denn, um so zu sagen in der Heimath zu sterben, ließen sich deutsche und andere reiche Juden, aus Palästina Erde kommen, damit sie ihnen beim Sterben unter das Haupt gelegt werde.

Die tödtliche Schwermuth des Heimwehs ist allgemein eine Zeitlang für eine ausschließende Krankheit der Schweizer ge-

halten worden, und es ist schwer zu begreifen, wie dieser Irrthum so lange dauern konnte, da doch auffallende Thatsachen das Gegentheil bewiesen. Unter einem Bataillon Nieder-Bretagner, welche zu Phillipeville in Garnison lagen, z. B., riß während des Winters 1745—46 die Heimsehnsucht dergestalt ein, daß die Soldaten in Menge und schnell, wie von einer Epidemie ergriffen, dahin starben. Dem entsetzlichen Uebel wurde nur dadurch Einhalt gethan, daß man ihnen die Mittel erleichterte, nach Bretagne zurückzukehren.

Barere sah das Heimweh an verschiedenen gezwungenen oder an ihrem Abschied gehinderten Soldaten aus Burgund. Eben so hat die Erfahrung gezeigt, daß die Bewohner der deutschen Gebirgsgegenden von Waldeck und Thüringen, daß Schottländer, Lappländer, Grönländer, Ungarn, dem Heimweh sehr unterworfen sind, wenn sie von ihrem Vaterlande getrennt werden. Die Rekruten aus den entfernten Provinzen Rußlands sollen, ehe sie an ihren Bestimmungsort kommen, zur Hälfte sterben. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit läßt sich behaupten, daß die Ursache ihres Todes keine andere als das Heimweh sey. — Wer kennt nicht insbesondere die Nostalgie der Völker Sibiriens nach Delaportes Reisen eines Franzosen. Th. II. pag. 184. — Doch in neuern Zeiten werden die russischen Soldaten weit schonender behandelt, als sonst. Man erlaubt den Soldaten von guter Aufführung, nach Hause zu gehen, um ihre Verwandte oder Freunde wieder zu sehen, welche Wohlthat für sie eine große Belohnung ist; der zu Gefallen sie sich heldenmüthig den größten Gefahren unterziehen. (S. S. 58 von Eneholms Hdb. der Kriegshygieine. a. dem Ruff. von Kilian. Mit Vorr. von Rosenmüller. Leipzig 1818.)

Bei manchen Völkern zeigt sich das Heimweh zum Theil aus Mangel an Verpflanzbarkeit, ungefähr wie bei den Indianern Südamerikas, welche in den Wäldern bei Hunger und Strapazen wohl gedeihen, aber, in die Missionen gebracht, bei regelmäßiger Nahrung dahin sterben. — Mungo Park fand das Heimweh auch unter den durch Krieg aus ihrer Heimath vertriebenen Negern.

Das Heimweh kommt auch in Madagaskar bei den Leuten vom Ovah- (Tanamarivo) Volke vor, die ganz melancholisch werden, wenn sie eine Zeitlang von ihrem Vaterlande entfernt sind. Viele nehmen, wenn sie sich auf eine in ihren Augen große Reise begeben, etwas Erde von dem heimathlichen Boden mit sich und flehen die Gottheit an, daß es ihnen vergönnt sein möge, selbige wieder an den Ort zurückzubringen, von welchem sie genommen ist. Auf dem Rückwege nach ihrer Heimath sind sie beständig lustig und vergnügt. (Froriep's Notizen v. J. 1832.)

Zuweilen wird es von denen, die es verzehrt, lange bekämpft, ohne daß der ernstliche Wille etwas vermöchte; oft bricht dasselbe auch plötzlich aus, wenn die Erinnerung an die Heimath durch irgend etwas lebhaft geweckt wird, wie man dieß von dem Schweizer Kuhreihen, wie von den Tönen der Schottischen Sackpfeife, behauptet und ich 1831 bei einem jungen Franzosen nach dem Erblicken eines großen colorirten, treuen Gemäldes von seiner Vaterstadt, Lyon, fand, wohin es ihn unaufhaltsam zog.

Bei weitem am häufigsten kommt das Heimweh beim Militär vor, wo äußere Beschränkung und lange Weile zusammen wirken. Die Kaserne wird für den Soldaten in Friedenszeiten eine Zwangsanstalt der Abrichtung, und geboren wird das Heimweh.

Unter dem Militär sah man das Uebel schon wie eine Kontagion oder wie jene hysterischen Anfälle in Nonnenklöstern einreißen, wovon man Beispiele bei Romazzini findet. Die häufigsten Fälle und deßhalb auch die besten Beobachter des Uebels kamen aber in neueren Zeiten in dem so vielfach zusammen gesetzten Heere der

Franzosen

vor, bei welchem sich dasselbe im Anfange der Revolution so häufig, als später unter den Adlern, bei so vielen jungen Leuten zeigte, welche für ihnen völlig fremde Zwecke dem elterlichen Herde entrissen worden waren. Doch erschien das Uebel immer selten, so lange die Armee siegte, desto furchtbarer aber zur Zeit der Niederla-

ge, bei Rückzügen und in Spitälern, wo sein Hinzutreten zu andern Krankheiten, diese meistens unheilbar machte, wie bei der Expedition nach Aegypten die verheerende Complication der Pest mit dem Heimweh. (Dictionnaire des Sciences med. Tom. 36. S. 269.)

In seiner schlimmsten Gestalt zeigte sich das Uebel im Jahr 1813, bei der Belagerung von Mainz, wo unter der Besatzung der kontagiöse Typhus herrschte, und alle junge Soldaten, so wie sie in das Spital kamen, auch das Heimweh befiel; so daß manche derselben, gleich bei ihrem Eintritt, jede Mittheilung versagten, ohne weiter ein Wort zu sprechen sich auf ihrem Lager einhüllten, und wenig Stunden darauf kein Zeichen des Schmerzes und Lebens mehr äußerten.

Ein französischer, 30 Jahre alter, verehelichter Dragoner, Vater zweier Kinder, mußte seinem Regimente nach Italien folgen. Er hatte sich stets durch Anhänglichkeit, gute Aufführung und Tapferkeit ausgezeichnet, konnte sich aber auf dieser Reise gegen die Anfälle des Heimwehes nicht vertheidigen. Er bekam bald darauf auch ein Wechselfieber, später sogar die Leukophlegmatie und die Brustwassersucht. Kaum war er der bewilligten Rückreise versichert, fing er an, sich besser zu fühlen, kam aber erst im Kreise seiner Familie wieder in den Besitz seiner Kräfte und seiner Gesundheit. (Dictionnaire des sciences medicales. Paris 1819. Tom. 36. pag. 274.)

Ein sehr geachteter französischer Arzt wollte der französischen Armee nach Polen folgen. Schon in Berlin fühlte er die ersten Anfälle der Nostalgie. Er war entschlossen, in seine Heimath zurückzukehren. Kaum erhielt er die Erlaubniß dazu, so verschwand das Heimweh und er blieb. Seine Freunde suchten auf alle mögliche Weise einem neuen Anfalle zuvorzukommen. Aber umsonst; diese Krankheit überraschte ihn mit doppelter Heftigkeit, und versetzte ihn in kurzer Zeit in einen so erbärmlichen Zustand, daß er in Gefahr war, wo nicht sein Leben, doch wenigstens seinen Verstand zu verlieren. Kaum hatte er das rechte Ufer des Rheins erreicht, kehrte seine Heiterkeit, sein Frohsinn und seine Gesundheit zurück. (A. a. O. pag. 272.)

In dem, in vielen Hinsichten, merkwürdigen Jahre 1800 schmückte der reizende Lenz sehr früh Eichen und Buchen mit Laube; aber nach einem Nachtfroste vom 12—13. Juni fand man selbst Erlen, ja Farrenkräuter, erfroren. Der Sommer war trocken und heiß, wie in den Sandwüsten Afrikas, besonders die Hitze der Monate Juli und August beinahe in ganz Europa fast beispiellos, u. A. in Bordeaux nach Reaumur einen Grad größer, als sie gewöhnlich in Senegal zu seyn pflegt. Brunnen, Bäche und kleine Flüsse versiegten, das Gras, die Blumen und Feldgemüse verdorrten, Epidemieen, besonders die Ruhr, die Influenza (la Grippe), herrschte um und in meinem damaligen Wohnorte Ilmenau. In Folge der Dürre und Hitze erfolgten Waldbrände. Der milde Herbst erfrischte und belebte durch lauen Regen den schmachtenden dürren Erdboden. Im November stürzten furchtbare Stürme tausende von Baumstämmen in den schönen Fichtenwäldern des Thüringer Waldes nieder. Gräßlich haußte dann der Borkenkäfer im Splinte der Fichten.

In Frankreich ließen sich ganze Züge von dem in Egypten einheimischem Ibis sehen.

In jenem Jahre 1800 nun war es, wo viele in östreichischer Gefangenschaft befindliche Franzosen späterhin selbst sich hatten zu ranzioniren gewußt und zu Ende des Mai und im September auch die Bergstadt Ilmenau passirten. Ihre Kleider, Schuhe und Strümpfe, befanden sich in dem elendesten Zustande. Viele dieser französischen Soldaten litten an wunden Füßen, in kühlen Nächten, bei ihren dünnen zum Theil zerrissenen Monturen, durch Erkältung. Zwei davon, Leute von circa 24—26 Jahren, aus der Gegend von Montpellier, waren ganz ermattet, klagten über Schwindel, stumpfen Schmerz und Eingenommenheit des Kopfs, waren ganz traurig und niedergeschlagen, wie berauscht und betäubt; ihr Blick erschien trübe, schläfrig, ihre Sinnorgane stumpf, ihre Physiognomie ohne Ausdruck, sie hatten wenig Fieberbewegung bei fast gänzlicher Apathie gegen Getränke und Speisen, welcher Zustand binnen etlichen Tagen in Bewußtlosigkeit und Schlafsucht, in Febris nervosa

stupida, Typhus cum torpore, überging. Offenbar hatten niederschlagende Leidenschaften, gekränkter und gedemüthigter Nationalstolz, Verlust der Freiheit, Strapazen, Mangel ꝛc. dem Nervensystem dieser Republikaner ein krankhaftes Uebergewicht gegeben und andere Systeme geschwächt, besonders das der Muskeln.

Kräftig durchdringende Erregungsmittel, Kampher, Angelica, Phosphor, aromatische Aufgüsse, Senfteige und Blasenpflaster retteten sie innerhalb drei Wochen.

Obgleich sie nun aus ihrer Bewußtlosigkeit und aus ihren Fieberträumen erwacht waren, ihre Besinnung vollkommen wieder erhalten hatten, nothdürftig wieder stehen, und im Zimmer herumgehen konnten, erholten sie sich doch nicht ganz, sondern verfielen in außerordentliche Muth- und Schlaflosigkeit mit Angst und schwerem Athem. Die Bindehaut der Augen war geröthet, der Blick ungewiß, keinen Gegenstand festhaltend, doch ohne ein irres Aussehen zu gewähren, der Puls äußerst beschleunigt, klein und unregelmäßig, der Appetit kehrte bei den besten Mitteln nicht zurück, die Verdauung blieb gestört, die beiden Kranken wurden immer trauriger, ihre Seele beschäftigte sich unverkennbar mit nichts als tiefem Kummer, sie seufzten oft. Eine schmerzhafte Empfindung quälte und verzehrte offenbar das Innerste ihrer Seele. Die Schwäche nahm, wie die Beängstigung, von Neuem wieder mehr zu. Endlich lagen sie abgezehrt, starr ausgestreckt, ohne Laut, ohne die Augen zu schließen und etwas zu sich zu nehmen, da.

Theilnehmend fragte ich beide junge Krieger: ob sie sich vielleicht in ihr Vaterland sehnten? Sie verneinten es mit kaum vernehmbarer Stimme, aber doch mit unverkennbaren Zeichen der Indignation, so oft ich diese Frage wiederholte.

Als ich aber den einen Tag, von ihnen unbemerkt, ihr Gespräch mit anhörte, das größtentheils in „Ausrufungen der Verzweiflung, ihr geliebtes Vaterland jemals wieder zu sehen," bestand, und „daß sie sich für verloren hielten," trat ich schnell ins Zimmer und hielt ihnen ihre eigenen eben ausgesprochenen Worte vor. — Nun gestanden sie mir, daß sie tief und furchtbar von der Sehnsucht ins Vaterland

sich ergriffen fühlten, daß sie keine Hoffnung mehr hätten, es jemals wieder zu sehen; ihre Gedanken sie immer in die Heimath, das Land der Freiheit, entführten und die Träume ihres oft unterbrochenen Schlafes würden. Sie begleiteten diese ihre Herzen zerreißenden Aeußerungen mit einem Strome von Thränen — was mir meine schon früher gemachte Erfahrung bestätigte: daß oft Manchen das Heimweh nach einer schweren Krankheit in der Fremde plötzlich befällt, zumal wenn, wie hier, kein äußerer Gegenstand die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, wenn Menschen allein, entfernt von ihrem Vaterland, von ihren Lieben und Freunden sich befinden. Ihre Phantasie führt sie dann gewöhnlich in die verlassene Heimath zurück, die, gegen das Gesetz der Anziehungskraft, um desto stärker zu wirken scheint, je weiter man von ihr entfernt ist, oder, bei stattfindenden Hindernissen zur Rückkehr, außerordentlich entfernt erscheint.

Jetzt erzählten mir beide Jünglinge in ihrer Muttersprache, (denn daß sie kein Wort deutsch verstanden, vermehrte das Gefühl ihres Unglücks. Viele spanische Kriegsgefangene wurden von Traurigkeit und Heimweh ergriffen und starben in französischen Spitälern, weil sie der Landessprache nicht kundig waren,) sie wären im April 1800 in Folge der Angriffe der Oestreicher im westlichen Küstenlande von Genua auf die Anhöhen von Montenotte, Apito, Monte regnio und Katibuma, die jene erstürmten und erstiegen und dann bis in die Vorstädte von Savonna drangen, in östreichische Gefangenschaft gerathen, nach Böhmen transportirt worden, wo sie sich ohnlängst gewaltsam befreit, aber seit ihrer Gefangenschaft nichts wieder von dem Schicksale der französischen Armee gehört, sondern sich nur den Untergang derselben gedacht hätten, zumal es noch zu ihrer Kenntniß gekommen war, daß die Oestreicher am 8. April auch die sieben Reihen der Verschanzungen von der beinah für unüberwindlich gehaltnen Bocchetta erstürmt hatten, Meister davon, so wie von dem Passe Tenda und dem Berge Cenis geworden waren.

Was Arznei, gute Pflege und Wartung, erqui-

ckende Speisen und Getränke nicht vermocht hatten, bewirkte eine bloß psychische Behandlung, denn als ich ihnen innerhalb mehrerer Tage — absichtlich nach und nach — ihren Irrthum benahm, erst nur von einigen Vortheilen sprach, welche die Franzosen über ihre Feinde erlangt hatten, und ich dadurch in ihnen eine neue Hoffnung aufblühen ließ, minderte dieß schon sichtbar ihren tiefen Kummer, denn, indeß bisher in ihrem Auge ein Blick nach weiter Ferne, ein Zug von Schwermuth, lag, bekamen ihre Augen jetzt neues Leben. Als sie dann aber vollends erfuhren, daß im Junius 1800 die Oestreicher von den Franzosen in den Schlachten bei Montebello und Marengo waren besiegt worden, und dadurch wieder alles verloren gegangen sey, was die tapfern Oestreicher und Russen im vorigen Jahre 1799 erkämpften, wußten die beiden Kranken nicht, ob sie meinen Worten trauen sollten, bis sie diese Wahrheit, von mir betheuert, bestätigen hörten.

In Kurzem sah ich sie hierauf fast ganz metamorphosirt, heiter und fröhlich, noch mehr aber als sie hörten, daß ihnen der Weg ins Vaterland durch ihre Feinde nicht versperrt sey.

So ward ich Arzt für die kranken Gemüther, für das zerrüttete Daseyn, für den welkenden Lebensfrühling, für fast gebrochene Herzen von zwei jungen Kriegern.

Ihr bisher einsilbiges Wesen wieder mit der lebhaften französischen Redseligkeit vertauschend, sprachen sie nun mit Begeisterung von dem fast beständigen Frühling, von dem hellen, heitern und warmen Himmel ihrer Heimath, von dem köstlichen Wild, Geflügel, Fischen und Wein, namentlich in Nimes, von den wohlfeilen Kastanien, Orangen, Granaten und Weintrauben in Montpellier, den Seekrebsen und den Messerscheiden, (Manche de couteau) — den unter den Namen Solen Siliqua, Languetti, Cappa longa, Pesche Canella, bekannten Fluckmuscheln, aus welchen man die Thiere herausdrückt und verschlingt; von den süßen Muskat-Trauben in Lunel, dem lieblichen Frontignan und Weintraubenmus.

Lebhaft schilderten sie mir dann die entzückende Aussicht von den Felsen bei dem Hafenorte Cette, ohnweit Mar-

seille, von welchen aus sie einst das Meer mit seinen Fischerböten und weißen Segeln und den über die Fluthen hinstreifenden Seemeven 2c. erblickten, nun aber dieses Genusses sich bald wieder erfreuen würden.

Mit Entzücken erinnerten sie sich der schönen provenzalischen Romanzen, des in ihnen wehenden arkadischen Geistes der alten Troubadoure, der glücklichen oder trauernden Liebe und des Gefühls für die schöne Natur.

Der mitunter im Herbst hier am Thüringer Wald heftig stürmende Nordostwind mahnte aber beide gebildete Franzosen doch auch an ihren abscheulichen Mistral, den Nordwestwind, bei welchem man in den gebirgigten Gegenden von Languedoc tüchtig frieren muß, da man dort das Holz pfundweise kauft, mit Kohlpfannen die Zimmer vergeblich zu erwärmen sucht und sie dadurch mit Rauch und giftigen Dünsten erfüllt, indeß den beiden Genesenden ihr reinliches hinlänglich geheiztes Zimmer in Ilmenau bei dergleichen rauhen Tagen außerordentlich wohl behagte.

Bei jetzt beruhigtem Gemüth und hoffnungsvoller Aussicht in die Zukunft, bei nahrhafter Kost und erquickendem Getränk, erholten sie sich, die freie Luft an milden sonnigen Tagen auf wiederholten Spaziergängen oft benutzend, immer mehr, so daß sie bald nachher, mit neuen Kleidungsstücken und dem nöthigsten Gelde beschenkt, mit erneueten Kräften dankbar und froh die Stadt verließen und nun ihrer lang ersehnten Heimath zueilten.

Nach J. Larrey's bei einer großen Menge Heimwehkranker während ihres Lebens und nach ihrem Tode gemachten Erfahrungen über den Sitz und die Folgen der Heimwehkrankheit (Recueil de Memoires de Chirurgie, Paris 1821. S. 161 u. f.), muß auf die erste Wirkung des lebhaften, aber nicht befriedigten Verlangens nach der Heimath, womit der Heimwehkranke erfüllt ist, nothwendig eine quälende Unruhe folgen die mit allmähliger Zunahme schlimmer wird; und dieses Leiden, welches von den durch die

Sinne dem Gehirn zugeführten Sensationen herrührt, scheint zuerst den Umfang des Gehirns, wo wahrscheinlich die Organe der Induktion ihren Sitz haben, krankhaft zu verändern. Die ersten verderblichen Folgen dieser psychischen Eindrücke führen ohne Zweifel eine Art Ausdehnung in den Gehirnsubstanzen, so wie in diesen und in den Gefäßen des Gehirns, wie auch nach und nach in den das Gehirn umgebenden und dessen Höhlen überziehenden Häuten eine Stockung und einen Zustand von Trägheit herbei, wie denn auch die ersten Krankheitserscheinungen, die man in diesen Fällen wahrnimmt, in der Schwächung oder Abweichung der Verstandesverrichtungen bestehen. Diese Veränderungen pflanzen sich dann allmählich, langsamer oder schneller, nach den tiefer gelegenen Theilen des Gehirns, aus denen die Nerven der Sinnes- und Bewegungsorgane entspringen, dergestalt fort, daß die Verrichtungen dieser Organe ebenfalls geschwächt werden, oder in Abweichungen übergehen, die ihre eigenthümlichen Krankheitszeichen haben.

Die Kopfwunden, oder alle anderen äußeren Ursachen, die das Gehirn an irgend einer Stelle seines Umfangs oder seiner vorderen oder oberen Fläche verletzen, führen ähnliche Folgen herbei.

Bei den Heimwehkranken weichen, wie bei den meisten Irren, zuerst die Geistesverrichtungen, und dann die der Sinne und der willkührlichen Bewegung von der Regel ab. Alle Heimwehkranke erleiden wirklich eine Abweichung der Verstandesthätigkeit; sie sehen aus der Ferne lachende und entzückende Gemälde an dem Orte ihrer Heimath, wie rauh und öde diese auch in der That seyn möge; nach ihrer Aussage kommen ihre Verwandten und Freunde ihnen in reichen Kleidern und mit den freundlichsten Geberden entgegen. In dieser ersten Zeit findet also bei ihnen ein Zustand von Aufregung statt, und dieser äußert sich auch körperlich durch eine von selbst eintretende Steigerung der Wärme auf dem Kopfe, so wie durch den gehobenen Schlag des Pulses, durch regellose Bewegungen, die der Kranke vornimmt, durch die Röthe seiner Bindehaut, durch seinen unstäten Blick und sein hastiges und nachlässiges Sprechen. Dazu gesellt sich Beklemmung, Gähnen,

Seufzen, Verstopfung und ein herumziehender Schmerz in verschiedenen Theilen des Körpers.

Auf diesen fieberhaften Zustand folgen Druck und ein Gefühl von Zwang in allen Theilen; der Magen und das Zwergfell verfallen, da sie nicht mehr auf die gewöhnliche Weise durch das zehnte Hirnnerven-Paar (Nervus pneumogastricus s. vagus), den herumschweifenden oder Lungenmagennerven gereizt werden, in eine gewisse Trägheit, und es zeigen sich alsbald Symptome von Magen-, oder Magen- und Darm-Entzündung, die jedoch nur ein Folgesymptom des Gehirnübels sind. Die Verdauungsverrichtung geräth in Unordnung, das Fieber wird heftiger, und schreitet mit dem ihm gewöhnlichen Gefolge vorwärts.

Im dritten Zeitraume äußert sich die Schwäche mit allgemeinem Sinken der Kräfte, der Kranke verfällt in Traurigkeit, er seufzt, er vergießt Thränen; oft hat er Abscheu vor Nahrungsmitteln und zuweilen vor klaren Flüssigkeiten, namentlich vor reinem Wasser, wodurch er ein Ansehen von Hydrophobie bekommt. Zuletzt wird ihm das Leben zur Last; er vollbringt den Selbstmord, falls seine Hand nur nicht bereits dazu gelähmt ist, ohne allen Gegenkampf, oder es erlöscht seine Lebenskraft allmählich, und er stirbt besinnungslos.

Auf dem Rückzuge aus Moskau sahe L. eine große Menge seiner Gefährten, deren Gehirn durch eine Kälte von 20—21 R. ebenfalls krankhaft verändert war, auf dieselbe Weise hinscheiden.

Bei den Leichenöffnungen am Heimweh Gestorbener pflegte L. zu finden: 1) die Oberfläche der Gehirnhemisphären in einem Zustande von tief eindringender Entzündung mit kleinen eiternden Stellen an verschiedenen Orten und von verschiedenem Umfang, die Spinneweben- und die harte Hirnhaut ebenfalls entzündet, die Gehirnsubstanzen erweicht und ihre Arterien voll von schwarzem, flüssigen Blute; 2) die Lungen ebenfalls voll Blut, die Herzhöhlen übermäßig ausgedehnt und voll von geronnenem, schwärzlichen Blut; 3) den Magen und die Gedärme von Luft ausgedehnt, die Schleimhaut derselben wie von Blut eingespritzt, jedoch ohne Zeichen von wirklicher Ent-

zündung. Die Kranken sterben also nicht, wie man glauben könnte, an einer Magen- und Darmentzündung, sondern vielmehr an den Folgen der krankhaften Veränderung im Gehirn.

Die Bewohner kalter und feuchter Gegenden, wie die Holländer, oder die von bergigten Ländern, wie die Schweizer und die Breisgauer, sind den psychischen Eindrücken, welche das Heimweh herbeiführt, zugänglicher; eine Bemerkung, die bereits mehrere Aerzte gemacht haben. Es waren besonders die Truppen von diesen Völkern, welche wegen dieser psychischen Anlage in dem russischen Feldzuge am meisten durch den furchtbaren Wechsel der Dinge, den die Franzosen damals erfuhren, mitgenommen wurden (man sehe den 4. Band von Larrey's Relation générale), während derselbe auf dem brennenden Boden der alten Welt (was auch einige Schriftsteller, die in diesem Klima nie gewesen sind, gesagt haben mögen) bei keinem einzigen Menschen in der französischen Armee das mindeste Zeichen von Heimweh wahrnahm. Alle hatten sich im Gegentheil von Aegypten eine so richtige und günstige Vorstellung gemacht, daß sie es als ihr zweites Vaterland ansahen, und es gab wenige von L—s damaligen Gefährten, welche die Entfernung aus diesem Klima nicht aufrichtig bedauert hätten.

So sind denn auch schon mehrere Schweizer von der königlichen Garde hinter einander ins Hospital geschickt worden, um dort wegen dieser oder jener unbestimmter Beschwerden behandelt zu werden, die indeß bald den Charakter der Heimwehkrankheit annahmen. Diese Krankheit zeigte sich besonders im Verlaufe des Jahres 1820 und noch eigentlicher bei dem stärksten Steigen des Barometers. Bei einem solchen Steigen werden ebenfalls alle Irren schlimmer, wovon L. entschiedene Beweise gesehen hat. Der erste und merkwürdigste von jenen Kranken war ein Soldat vom ersten Schweizerregiment. Man brachte ihn anfangs in die Säle der Fieberkranken, und sein Arzt, Dr. Cornac, sah in seinem Zustande nichts Besorgliches. Eines Tages benachrichtigte man Herrn L. bei seinem Besuch, daß jener Unglückliche sich wenige Augenblicke nach dem Fortgehen des Arztes

tödtlich verwundet habe. L. eilte sogleich zu ihm und fand ihn in der That in seinem Blute gebadet, mit einer großen Wunde, die er sich mit einem Messer in die Herzgegend versetzt hatte, und fast sterbend. Die Wunde war unmittelbar unter der rechten Brustwarze; sie ging in der Ausdehnung von ungefähr drei Zoll, der Richtung des Zwischenraumes zwischen der sechsten und siebenten Rippe folgend, schräg von hinten nach vorne. Die Muskeln fand er durchgeschnitten, und das Messer durch den Raum zwischen den Rippen in die Brusthöhle gedrungen. Eine sehr große Menge hellrothes, schaumiges Blut war aus der Wunde geflossen und floß noch fortwährend aus, was eine tiefe Verletzung der Lunge und selbst des Herzbeutels vermuthen ließ. Die Lippen des Verwundeten waren entfärbt, seine Augen starr, voll Thränen und halb geschlossen; der Puls fehlte fast ganz, die äußeren Gliedmaaßen fühlten sich kalt an, die Stimme war ganz erloschen, und der Unglückliche athmete nur eben. Zu Larrey's Erstaunen fanden sich bei Untersuchung der Wundränder sieben verschiedene Einschnitte, wodurch die Wand der Wunde in eben so viel kleine unregelmäßige, parallelle, 2 — 3 Linien breite Streifen zertheilt war. Der Mensch hatte also seinen Schnitt acht bis neunmal und ohne Zweifel so oft wiederholt, bis er wegen des Blutverlustes aus der verwundeten Lunge nicht mehr im Stande gewesen war, das Messer zu führen. Hätten die Kranken im Zimmer und die Wärter nicht auf den Klagelaut geachtet, den er bei seinem letzten Schnitte ausstieß, und wäre in seiner festgeballten rechten Hand nicht das Messer gefunden worden, so würde ein gerichtlicher Arzt wohl nicht haben glauben können, daß eine solche Handlung beim Bestehen des innern Sinnes des Verletzten geschehen sey. Ohngeachtet des verzweifelten Zustandes des Kranken wurden die zerschnittenen Stücke weggenommen und die Wunde so einfach als möglich gemacht, um die Vereinigung bewerkstelligen und dadurch das Eindringen der äußeren Luft verhindern zu können. Obgleich dieß nur unvollkommen gelang, so verzögerte man doch den Tod des Unglücklichen, und brachte ihn in einen solchen Zustand, daß L. einige Hoffnung für sein Leben schöpfte.

Das Heben des Pulses, die Zunahme der Wärme, des Athmens, der Bewegung und die Färbung der Lippen verriethen das Aufhören der inneren Blutung und die Rückkehr der Lebenskräfte. L. verordnete warme Einreibungen von kampferhaltigem Kamillenöl in die Gliedmassen und den Bauch, so wie schleimigte krampfstillende Getränke und mit Zucker versetzte Emulsionen. Auf den Kopf wurde dem Kranken Eis gelegt; dabei man sein Gemüth durch das Versprechen zu beruhigen suchte, daß er, wenn er es wünsche, einen Urlaub nach Hause haben solle. Indeß zeigte er keine Aufmerksamkeit auf L—s Reden, deren Sinn er bei seinem Irrseyn nicht mehr zu erwägen im Stande war. Er befand sich übrigens in einer so völligen Unempfindlichkeit, daß er während der Operation, die beim ersten Verbinden statt fand, nicht den mindesten Schmerz äußerte; er schien sich seinem Schicksale ganz hinzugeben, zeigte keine Art von Verlangen mehr; alle Sinnesverrichtungen und alle willkührlichen Bewegungen waren beträchtlich geschwächt, und die des innern Lebens gestört. Er verhielt sich indeß mehrere Stunden lang ziemlich ruhig, und es trug sich nichts Bemerkenswerthes mit ihm zu. Da er aber in der Nacht den Verband abgerissen hatte, so zeigten sich am nächsten Morgen die Symptome einer traumatischen Entzündung, die dann mit äußerster Schnelle vorwärts schritten. Alle in solchen Fällen angezeigten Mittel waren vergeblich, und er starb zwischen dem fünften und sechsten Tag nach der Verletzung unter Erscheinungen von großer Todesqual.

Bei der, 24 Stunden nach dem Tode, angestellten Leichenöffnung fand L. die Wunde, wie er vermuthet hatte, durch den Raum zwischen der 6. und 7. Rippe in die linke Brusthöhle gehen; die Klinge des Messers hatte zuerst einen Theil der Lunge durchschnitten, dann den Herzbeutel leicht gestreift und den linken Zwerchfellsnerven zerrissen. Es fanden sich ungefähr zwei Pfund mit Blutwasser gemischtes Blut in dieser Höhle. Alle serösen Häute waren entzündet und mit einer Lage Eiweißstoff überdeckt, durch welche hindurch sich bereits, zur Verwachsung der einander gegenüber liegenden Flächen, Gefäße entwickelt hatten. Die Lunge fand man unge-

fähr einen Zoll tief durchgeschnitten und in ihrem übrigen Umfange leberartig verändert. Die Herzhöhlen waren sehr ausgedehnt und voll von schwarzem flüssigen Blute, die linke Lunge und die Eingeweide des Bauchs im natürlichen Zustande.

Nachdem der Schädel durchgesägt und offengelegt worden, fand sich zum großen Erstaunen zwischen der harten und weichen Hirnhaut eine Lage von eiterförmigem Eiweißstoff, der den ganzen Umfang des Gehirns bedeckte, und worin die Spinnewebenhaut vermengt war. Mehrere kleine eiternde Stellen zeigten sich ebenfalls in der Rindensubstanz, besonders gegen die vordern Lappen hin an den oberen Rändern der Hemisphären. Die Blutbehälter der harten Hirnhaut und alle Gefäße des Gehirns strotzten von schwarzem gekohlten Blut; in den Hirnhöhlen fand sich eine ziemlich große Menge Wasser; die Grundfläche des großen Gehirns und das kleine Gehirn waren aber unverletzt.

Aus diesen Thatsachen ergiebt sich, daß hier eine Hirnentzündung, welche unter dem Einfluß der tief eingreifenden Gemüthskrankheit unseres Schweizers sich allmählig entwickelt und die sein heftiges Verlangen nach der Heimath verursacht hatte, der Handlung des Selbstmordes, welche man als automatisch und von dem Willen des Kranken nicht herrührend betrachten kann, vorausgegangen war. L. versucht diese sonderbare Erscheinung so zu erklären:

Die Gehirnsensibilität war bei diesem Kranken zu der Zeit, wo er sich verwundete, fast erloschen, indem er bei den Einschnitten, die zur Wegnahme der zerfetzten Wundränder nöthig waren, keinen Schmerz äußerte. Wäre diese Sensibilität nicht von dem Anfange seiner Krankheit an bei ihm erloschen gewesen, so würde er die schmerzhafte und schwer auszuführende Verletzung, die er sich mit einem sehr schlechten Messer beibrachte, nicht achtmal haben wiederholen können. Was soll man aber von der Ursache denken, welche die Muskelkraft dieses Menschen in eine solche Thätigkeit setzte, daß seine Hand mit so vieler Kraft wirken konnte, während seine Sensibilität fast erloschen war, und seine Verstandesverrichtungen sich in einem solchen Zustande von Abweichung und von Schwäche

befanden, daß er auf die an ihn gerichteten Fragen nur in einzelnen unpassenden Silben antwortete?

Dieser Fall scheint darzuthun: 1) daß die Nervenstränge, welche die thierische Sensibilität erzeugen, und die, welche zur willkührlichen Bewegung dienen, in dem Gehirne und in dessen Verlängerungen einen verschiedenen Ursprung haben, was denn die Vermuthungen unterstützt, welche L. bei Gelegenheit des von Sömmerring erfundenen elektrischen Telegraphen im fünften Band des Bulletin de la Société médicale d'émulation über die Nerven des thierischen Lebens äußerte; 2) daß die Folgeerscheinungen, welche sich bei jenem Schweizer vor und nach seiner Verwundung zeigten, ebenfalls Gall's Behauptungen über den Sitz der Organe für die Verstandesverrichtungen unterstützen, welche Organe dieser berühmte Anatom in die Windungen an der Oberfläche der obern und vordern Hälfte der Gehirnhemisphären verlegt. Die Kranken mit Wassersucht der Gehirnhöhlen, oder mit andern von selbst erfolgten Congestionen, welche einen solchen excentrischen Druck auf einen oder mehrere Punkte der Gehirngrundfläche hervorbringen, daß davon örtliche oder allgemeine Lähmungen in den Organen der willkührlichen Bewegung erfolgen, ohne daß die Organe des Verstandes leiden, diese Kranken zeugen ebenfalls für jene Ansicht. Zur Bestätigung dieser Bemerkungen fährt L. fort, das Resultat seiner Untersuchungen über die unter seinen Augen behandelten Heimwehkranken auch durch folgenden Fall darzustellen.

Joh. Humpert, Soldat im fünften Garde-Infanterie-Regiment, kam im August 1820 wegen einer von einem Fall herrührenden geringen Quetschung an der Brust ins Hospital. Er war hiervon kaum geheilt, als er heftig das Verlangen nach seiner Heimath (einem Thale der Franche-Comté) äußerte; L. ließ ihm sogleich einen Genesungsschein zu dieser Reise ausfertigen, wobei er ihm versprach, daß er gleich nach der Rückkunft dieses Scheins von dem Kriegsminister, abreisen solle; zugleich verordnete er ihm eine Diät von blutversüßenden Sachen, so wie bis ans Knie gehende Bäder. Allein ohngeachtet aller dieser Sorgfalt traten

die Zufälle der Heimwehkrankheit fast plötzlich bei ihm hervor, und sie entwickelten sich mit der äußersten Schnelligkeit. Der Barometer war zu derselben Zeit auf acht und zwanzig Zoll und einige Linien gestiegen.

Die ersten Symptome bei diesem jungen Manne bestanden in Aeußerungen von psychischer Störung und Kopfschmerzen. Er sprach wenig; seine Reden waren ohne Zusammenhang, und er befand sich fast die ganze Nacht hindurch in einem Zustande von Somnambulismus. Er klagte jetzt über keinen Schmerz mehr, führte aber von Zeit zu Zeit die Hand nach der Stirne; dabei war er unruhig und stets schlaflos; seine Gliedmaßen fühlten sich immer kalt an, sein Puls war langsam und unregelmäßig. Auf seinem Scheitel fühlte man eine widernatürliche Wärme; die Gefäße der Bindehaut waren wie von Blut eingespritzt, seine Augen standen voll Thränen und sein Blick war unstät. Er aß nicht und zeigte einen sehr großen Widerwillen gegen klar aussehende Getränke, namentlich gegen reines Wasser, trank aber mit einer Art Wohlgefallen gefärbte, bitter schmeckende Ptisanen. Auf diese Verschlimmerung folgte bald eine Art von allgemeinem Zusammenfallen. Die Kraft der willkührlichen Bewegung nahm nach und nach ab, so daß der Kranke nicht mehr von seinem Bette aufstehen konnte; seine Empfindungen wurden ebenfalls und in gleichem Verhältniß träger; zuletzt verfiel er in Lethargie, antwortete auf die an ihn gerichteten Fragen durchaus nicht und seine körperliche Empfindung war fast vernichtet. L. wandte anfangs wenig Heilmittel an; da aber die Krankheit ein schlimmes Ansehen annahm, so entschloß er sich, ihm die Drosselader und nachher auch die Schläfenarterie zu öffnen; er bekam Senfpflaster an die Füße, Eis auf den Kopf und trockne Schröpfköpfe in die Hypochondrien und auf den Bauch; dabei verschrieb man ihm schleimige krampfstillende Getränke, beruhigende erweichende Klystire und campherhaltige ölige Einreibungen. Es erfolgte hierauf für eine Zeit lang Ruhe; allein das Gehirnleiden trat von neuem hervor und machte so rasche Fortschritte, daß der Reiz, den das Vagusnervenpaar auf den Magen, die Lungen und ohne Zweifel

auch auf das Herz ausübt, dadurch vernichtet ward; auch waren die Verrichtungen dieser Organe tief verletzt durch eine Art von Lähmung oder Betäubung, welche eine Blutstockung in ihren Häuten und alle Symptome einer Entzündung, wie sie einem jeden von diesen Organen zukommt, herbeiführte.

Dies ist gewöhnlich der Anfang der Lungenbräune, so wie der Magen- und Darmentzündung, welche Zustände nach den begleitenden Ursachen sich mehr oder minder leicht entwickeln, die indeß eine Folge des Gehirnübels sind. Der Kranke verfiel dann in völlige Kraftlosigkeit, und starb, ohne irgend einen Anschein von Schmerzen, in der Nacht von dem neunten auf den zehnten Tag nach dem Eintritte der ersten Zufälle.

Die 24 Stunden nach dem Tode gemachte Leichenöffnung zeigte auch hier den ganzen Darmkanal beträchtlich von Luft ausgedehnt, die Schleimhäute des Magens und der Gedärme von Blut eingespritzt und die braun aussehende Leber sowohl beträchtlich mit Blut angefüllt, als auch über den Rand der falschen Rippen hervorragend.

Bei der Oeffnung des Schädels und der Wirbelsäule fand sich eine eiweißartige Haut über den ganzen Umfang der Hirnhemisphären ausgebreitet. Diese Haut lag zwischen der harten und weichen Hirnhaut; kleine gelbliche eiternde Stellen drangen ziemlich tief in die vordern Gehirnlappen ein, und die Seiten-Hirnhöhlen enthielten ziemlich viel röthliches Wasser. Die Gehirnsubstanzen waren verdickt und die Rückenmarkshäute entzündet.

Bei einem dritten Kranken, der zu derselben Zeit an dem nämlichen Uebel in den Sälen der Fieberkranken starb, sah L. vor und nach dem Tode dieselben Erscheinungen. Dieser Mensch, mit Namen D., Soldat in einem Regiment der königl. Garde, 23 Jahre alt, aus dem Nord-Departement an der Grenze von Belgien gebürtig, blond und von lymphatischer Körperbeschaffenheit, kam gegen das Ende des Februars wegen eines Schmerzes in der linken Schulter mit gehinderter Bewegung und einer Art von Betäubung in dem Arm derselben Seite in die Säle der Verwundeten

ins Hospital von Groß-Caillon. Er zeigte einen großen Widerwillen gegen den Soldatenstand und äußerte gegen seine Kameraden sein Verlangen nach der Heimath. Mit diesen besondern Symptomen waren alle Zeichen einer psychischen und körperlichen Erschöpfung als traurige Folgen der Onanie, der sich dieser junge Mensch nach seinem eigenen Geständniß ohne Rückhalt hingegeben hatte, verbunden. Man verordnete hintereinander blutige Schröpfköpfe und die wiederholte Anwendung einer Moxa auf die leidenden Theile, wodurch die Schmerzen in denselben gemäßigt und die Bewegungen des Arms wieder hergestellt wurden. Zuletzt verließ der Mensch, da er sich geheilt glaubte, das Hospital und kehrte zu seinem Regiment zurück. L. hatte indeß die Vorsicht, ihn sowohl wegen seines psychischen Zustandes, als wegen des körperlichen Uebels, um dessentwillen er in das Hospital gekommen, und welches noch nicht ganz gehoben war, seinem Oberchirurg zu empfehlen.

Er blieb einige Tage in dieser Lage; allein es trat eine neue Krankheit hervor, und den nächsten 1. April ward er wieder in das Hospital gebracht, wo er in die Zimmer der Fieberkranken kam. Er zeigte alle Symptome eines fieberhaften Gehirnleidens, und obgleich er schon nicht mehr bei Vernunft und Sinnen war, so gab er doch, indem er während seines Irreredens unaufhörlich von seiner Heimath sprach, offenbare Zeichen von Heimweh von sich. Die veranlassenden Ursachen dieser letzten Krankheit waren nicht bekannt. Wahrscheinlich hatte der Kranke seinen Kummer und seine Schwäche durch geistige Getränke, welche alle Soldaten, besonders zu Paris, zu sich nehmen, zu verscheuchen gesucht. Es wurden ihm rothmachende Mittel an die Füße und an die Beine gelegt, und das ganze in einem solchen Falle angezeigte Verfahren angewandt. Auf das leichte Irrereden, das zuerst da gewesen war, folgte bald eine schlafsüchtige Betäubung, die bis zu seinem Tode zunahm; alle thierischen und sensitiven Verrichtungen geriethen schnell in Stocken, und er verfiel in völlige Kraftlosigkeit. Seine Gliedmaßen waren gelähmt; seine Hände lagen kreuzweise auf seinem Bau-

che und seine Augen waren geschlossen. So fand ihn L., als ihn derselbe an dem sechsten Tage seiner Krankheit besuchte. Anreden, Anstoßen und Schütteln konnten ihn aus dieser Schlafsucht nicht erwecken. Hob man seine Augenlieder in die Höhe, so zeigten sich die unbeweglichen, matten und leblosen Augen. Die Pupillen waren erweitert, und sowohl die Sonnenstrahlen als ein schwaches Reiben der Augenlieder brachten keine Bewegungen darinnen hervor. Da L. den Grad seiner Empfindlichkeit zu wissen wünschte, von der er Ursache zu glauben hatte, daß sie ganz erloschen war, so setzte er ihm angezündete Dochte von Werg auf verschiedene Stellen des Körpers. Indeß dies veranlaßte, auch wiederholt angewandt, bei ihm kein Zeichen von Empfindung und man bemerkte an keiner von den gebrannten Stellen die mindeste Bewegung; der Schlag des Herzens und der wurmförmige, kaum fühlbare Puls erlitten keine Veränderung.

Um wo möglich eine Reizung auf das Sonnengeflecht hervorzubringen, wurden ihm trockene Schröpfköpfe in die Magengrube gesetzt. Zum großen Erstaunen veranlaßten diese ein gleichzeitiges Erheben der oberen Augenlieder, eine Zusammenziehung der Iris der beiden Augen und ein Herumdrehen der beiden Augäpfel. Man rief zu wiederholtenmalen diese Bewegungen durch das nämliche Mittel hervor; demohngeachtet ward L. dabei nicht minder überzeugt, daß das Bewußtseyn des Menschen keine von diesen Sensationen mehr zu beurtheilen im Stande war, und daß er nicht sah; denn er äußerte bei der Anwendung des brennenden Dochtes oder der durch brennenden Weingeist sehr heiß gemachten Schröpfköpfe nicht das mindeste Zeichen von Schmerz. Dasselbe Verfahren auf die Gliedmaßen angewandt, veranlaßte keine wahrnehmbare Veränderung, während es noch einmal auf die Magengrube einwirkend, besonders in der Iris beider Seiten eine unordentliche Zusammenziehung verursachte. Dieser Zustand dauerte selbst nach dem Tode fort; denn bei der Leichenöffnung fanden sich die Pupillen noch zusammengezogen.

Endlich erlosch, nachdem der Kranke sich eine Zeit lang

in einem bloß vegetativen und völlig bewußtlosem Zustande befunden hatte, der letzte Lebensfunke, der sich bis dahin noch in die innersten Theile zurückgezogen hatte, und der Tod erfolgte am 7ten Tage nach dem Anfang der Krankheit. 36 Stunden nach dem Tode schritt man zur Leichenöffnung. Die seröse Haut der dünnen Därme, namentlich die des Krummdarms, zeigte die Spuren einer chronischen entzündlichen Blutstockung; man bemerkte an ihnen keine weißlichen Granulationen, so wie keine verwachsenen Stellen zwischen den Darmwindungen. Die Schleimhaut der Verdauungswege war in ihrem ganzen Umfange weiß, die Harnblase voll dunkelrothem Urin; die Leber und die Milz strotzten von schwarzem, flüssigem Blut.

Die Lungen waren gesund. Die beiden Blätter des Brustfells hingen durch häutige Streifen, von einem Ansehen, als seyen sie schon längst da gewesen, zusammen. Das Herz und seine Anhänge waren in natürlichem Zustande.

Der losgesägte und weggenommene Schädel schien im Verhältniß zu dem übrigen Körper eine außerordentliche und widernatürliche Höhlung zu bilden. Die fingerförmigen Eindrücke und die Furchen, welche gewöhnlich in demselben vorhanden sind, waren gar nicht bemerkbar, und die Knochen des abgesägten Theils, wie der ganzen Hirnschale, sehr dünn. Die harte Hirnhaut zeigte nichts Krankhaftes; nachdem sie aber einmal durchschnitten worden, fand man die Spinnwebenhaut entzündet und mit eiweißartigen, eiterigen Flekken übersäet, wovon einige durch die weiche Hirnhaut bis in das Gehirn drangen; namentlich fanden sich solche Flecken an den innern Rändern der Hemisphären und an der ganzen oberen Fläche der vordern Lappen. An der Grundfläche des linken Lappens des kleinen Gehirns, welcher um den sechsten Theil größer war als der rechte, entdeckte L. einen Eiterheerd. Eine ziemlich große Menge Wasser füllte die Seitenhirnhöhlen und erstreckte sich bis in den Rückenwirbelkanal. Die ganze Masse des Gehirns befand sich in einem Zustand von Ausdehnung, und war weit dichter, als es bei den Entzündungen dieses Organs gewöhnlich der Fall ist. Die Aus-

dehnung des Gehirns war bis auf den Punkt gesteigert, daß dasselbe an seiner Peripherie eine Hervorragung in alle Höhlungen des Schädels bildete, während es an den vorspringenden Stellen des Schädels zusammengedrückt war. So fanden sich z. B. die vorderen Enden der beiden Hemisphären auf den durch die Augenhöhlen gebildeten Hervorragungen abgeplattet und herabgedrückt, so daß sie einen Ausschnitt von einer dieser Hervorragungen entsprechenden Tiefe und Gestalt bildeten, während die inneren Ränder dieser beiden Lappen sich in die beiden durch den Hahnenkamm-Fortsatz getrennten Riechbeingruben sammelten.

Diese Leichenöffnung liefert den entschiedenen Beweis, daß bei der Heimwehkrankheit wie bei der Exaltation aller niederschlagenden Leidenschaften, das Gehirn in der That eine wahre Expansion oder excentrische Massenvermehrung erleidet, die eine Folge der Streckungskraft (Erectilité) seiner Substanzen ist, und durch Onanie und im Allgemeinen durch alle aufregenden Ursachen veranlaßt wird. Nicht ohne Grund sagen also die an dieser Art von Krankheit leidenden Personen, daß es ihnen sey, als wolle ihnen der Schädel bersten.

Der bei Heimwehkranken einzuschlagende Heilweg muß, mit den nöthigen Abänderungen, nach der Idiosyncrasie der Kranken, nach den Zeiträumen der Krankheit rc. statt finden. Tägliche Bewegung und besonders die schnelle Abreise der Kranken nach der von ihnen ersehnten Heimath, trugen viel zu ihrer Wiederherstellung bei. Vigarous, Professor zu Montpellier, heilte alle Engländer, die ihn wegen ihres Spleens um Rath fragten, dadurch, daß er sie, je nachdem sie vermögend waren, entweder zu Fuß oder zu Pferde, oder auf der Post weite Reisen ohne Unterbrechung machen ließ. Dabei mußten sie einige unschuldige Getränke genießen, welche er auf verschiedene Weise färbte, die er ihnen aber als zusammengesetzte und kostbare Mittel verordnete. Reisen nach Mineralquellen in schönen Gegenden haben die Aerzte der frühern und jetzigen Zeit zur Verscheuchung der Melancholie und zur Vorbeugung des Heimwehs empfohlen.

Die lymphatische Idiosyncrasie, der ungewohnte Aufenthalt in einem feuchten und kalten Klima, Sclaverei oder Einsperrung*), Müssiggang, Ausschweifung im Geschlechtsgenuß oder Selbstbefleckung hält Larrey in der Regel für die Ursachen der Heimwehkrankheit, so wie aller anderen Arten eines melancholischen Irreseyns, dessen Wirkungen sich besonders im Gehirne zusammendrängen. Die Zeit, wo der Barometer plötzlich steigt, zeigte sich zur Entwickelung dieser Krankheit am günstigsten. Man muß also, um diese Hirnkrankheit zu verhüten, besonders bei den frisch ankommenden Militärpersonen, den zu diesem Uebel Geeigneten nur so viel Ruhe lassen, als sie zu ihrer Erholung bei Tage gebrauchen; man muß ihre Geschäfte abwechseln lassen, indem man sowohl ihre Arbeiten, als ihre Erholungsstunden zu ihrem und zum Vortheil der Gesellschaft anwendet. So ist es passend, daß man sie nach den gewohnten militärischen Uebungen zu bestimmten Stunden mit gymnastischen Spielen und einem nützlichen Unterricht beschäftiget. Hierdurch besonders ist das bei den Linientruppen eingeführte gegenseitige Unterrichtsverfahren sowohl den Militärpersonen als dem Staate von Nutzen. Kriegsmusik während des Essens oder in den Erholungsstunden würde unstreitig zur Erheiterung der Soldaten und zur Abwendung trauriger und finsterer Gedanken, welche oft die vorerwähnten Ursachen herbeiführen, viel beitragen. Vermittelst solcher Vorsichtsmaßregeln und durch die Anwendung dieser diätetischen Regeln hat L. in dem beschwerlichen Dienste, den er in den Jahren 1787 und 1788 in den nordischen Meeren mitmachte, die Mannschaft der Fregatte vor der

*) Vorzüglich geht die Heimwehkrankheit, so wie so manche andere Gemüthskrankheit, aus den Gefängnissen hervor. Man sollte, wie dies in den vereinigten Staaten geschieht, allen Gefangenen irgend eine Art von Arbeit auferlegen, wofür man ihnen eine Belohnung gäbe. Das brächte den doppelten Vortheil einer Verbesserung ihrer Sitten und der Verhinderung eines Gefahr drohenden Müssiggangs.

Heimweh= und jeder andern schweren Krankheit glücklich bewahrt, indem man bei dieser Seeexpedition nur einen einzigen Mann an Schiffbruch verlor. Der väterlichen Sorgfalt der durch die Einsichten der Ober=Wundärzte unterrichteten Anführer bleibt die Ausführung jener zur Verhütung der Heimwehkrankheit, dieses um so schlimmeren Uebels, da es im Verborgenen heranschleicht, von Larrey empfohlenen Maßregeln vorbehalten. Machen sich indeß die oberen Behörden nicht die Talente und Erfahrungen der Aerzte zu Nutzen, um den Ausbruch jenes Uebels zu verhüten, so ist es doch die Pflicht dieser, nichts zu vernachlässigen, was diesen Uebeln, wenn sie eintreten, Einhalt thun, die Folgen derselben aufheben und die Kranken zur Genesung führen kann.

Als das passendste Heilverfahren bei Heimwehkranken empfiehlt L. Folgendes:

In dem ersten Zeitraume, wo das Fieber vorhanden ist, muß man die Kopfgefäße durch unmittelbare ableitende Blutentziehungen ausleeren, die Flüssigkeiten des Kopfes durch Waschen des Scheitels mit kaltem Wasser, oder, je nachdem die Anzeigen sind, durch Auflegen von Eis, nach und nach verdichten, eine Ableitung nach den tiefer gelegenen Theilen machen und das Hervortreten der Verrichtungen der Organe des innern Lebens durch erweichende Halbbäder von der Temperatur von 20 — 21 Grad R., durch Schröpfköpfe in die Hypochondrien, in die Magengrube und die Rückengegend und durch alsdann angewandte campherhaltige, ölige Einreibungen begünstigen. Dabei läßt man verdünnende, krampfstillende Getränke nehmen. Gymnastische Uebungen, Musik und eine fast unausgesetzte Bewegung dürfen nicht vergessen werden.

Wenn das Uebel bis zur zweiten Periode, der des Zusammenfallens, vorgerückt ist, so muß man die Kräfte durch gelinde, stärkende Mittel unterstützen. Man läßt über den ganzen Körper trockene, alkalische Einreibungen machen. Man wendet auf die Gegend um die Basis des Schädels zu wiederholtenmalen hinter einander eine Moxa oder gelinde Aetzmittel, so wie auf den Kopf und die Magengrube flüch=

tige Blasenpflaster an. Der Kranke nimmt dabei theeförmige Aufgüsse von China, von Kaskarille und von Zimmt. Er muß das Klima wechseln und jedesmal, so viel als möglich, die feuchten und kalten Gegenden mit warmen, luftigen und von freien Völkern bewohnten vertauschen.

Im dritten Zeitraum hat die Kunst wenig Hülfsmittel, falls die Natur nicht für sich allein heilsame Krisen hervorbringt. Man muß während des ganzen Verlaufs dieser gefährlichen Krankheit die daran Leidenden mit vieler Sanftmuth und Freundschaft führen.

Um diese Vorschläge zu unterstützen und verständlicher zu machen erzählt L. folgende mit Erfolg behandelte Fälle.

Der erste Kranke, Namens Johann Barbier, 28 Jahr alt, vom ersten königl. Garde-Regiment, zeigte, nachdem er eine Quetschung am Kopf bekommen hatte, wenige Tage nach seiner Aufnahme in das Hospital (im Januar, in dem Augenblick, wo der Barometer plötzlich von 27 Zoll und einigen Linien gestiegen war) alle Symptome der Heimwehkrankheit. Das Verlangen, welches B. nach dem Bericht seiner Kameraden schon seit langer Zeit nach der Rückkehr in seine Heimath geäußert hatte, konnte, in Verbindung mit dem Stoße, den er auf den Kopf bekommen, allein als die Gelegenheitsursache seines Uebels betrachtet werden. Diese Symptome nahmen bei ihm schnell zu, und er war mehrere Tage lang in Gefahr; sie ließen indeß unter der angegebenen Behandlung allmählig nach, und in weniger als 3 Wochen fühlte er sich so weit hergestellt, daß er in seinen Dienst zurückkehren konnte, ja er wollte nicht einmal von dem Genesungsschein, den ihm L. hatte ausstellen lassen, Gebrauch machen. Ein Aderlaß aus der Drosselader, blutige Schröpfköpfe auf den Rücken, Eis auf den Kopf und die wiederholte Anwendung einer Moxa an den Seiten des Nackens, schienen bei der Behandlung dieses Kranken diejenigen Mittel zu seyn, die seine Wiederherstellung bewirkten.

Der zweite Kranke, Gottlieb Barbet, 23 Jahr alt, wurde am 8ten Januar desselben Jahres wegen eines ein paar Tage vorher erlittenen Falles in das Hospital

gebracht. Gleich den Morgen nach seiner Ankunft zeigte er Symptome von Heimwehkrankheit. Seine Kameraden erzählten, er sey die ganze Nacht durch von einem Saal in den andern gelaufen und habe dabei stets von seiner Heimath und seinen Eltern gesprochen. In der That entdeckte L. bei ihm alle Symptome einer anfangenden Gehirnkrankheit mit Verstandesabweichung und Störung in den Sinnesverrichtungen. Uebrigens hatte seine Verstandesthätigkeit und seine Verdauungsverrichtung noch nicht gelitten. Man wendete bei ihm in den ersten 2 bis 3 Tagen wenig Mittel an, indem man überzeugt war, daß der Genesungsschein, den ihm L. zugesagt hatte, ihn beruhigen würde. Allein die Zufälle verschlimmerten sich von Neuem, und nachdem er einen Theil der Nacht hindurch in mehreren Sälen umhergelaufen war, sprang er über die Gartenmauer des Hospitals, lief davon und suchte den Weg nach seiner Heimath zu gewinnen, als Soldaten seines Regiments auf ihn stießen, die ihn am 15ten Januar, gerade in der Stunde, da L. es besuchte, in das Hospital zurückbrachten. Er war unruhig und aufgeregt; auf seinem Kopfe bemerkte man eine sich widernatürlich heiß anfühlende Stelle; seine Augen sahen roth aus; sein Puls fibrirte und hatte kaum 50 Schläge in der Minute. Auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete er nur einzelne Sylben, die oft auf den Gegenstand der Frage gar nicht paßten. Er zeigte weder Verlangen zu essen noch zu trinken, und klagte über keinen Schmerz. Er ließ sich ohne das mindeste Zeichen von Schmerz die Drosselader öffnen, wie man dieß zu thun sogleich verordnet hatte. Auf diese Blutentziehung ließ man sofort die Anwendung von Schröpfköpfen auf die angezeigten Stellen und von Eis auf den Kopf, während sich der Kranke in einem Halbbade von 20 Grad R. befand, folgen. Zur Diät wurden ihm Hühnerbrühe und erfrischende schleimige Getränke verordnet.

Alle Zufälle legten sich bei dieser Behandlung ziemlich schnell, und Lorrey glaubte ihn auf hinreichend sicherer Genesung, um ihn mit einem ministeriellen Urlaub, den er von

einem Tage zum andern erwartete, nach Hause zu schicken, als sich in der Nacht vom 21. auf den 22. desselben Monats, nachdem der Barometer auf 28 Zoll und 8 Linien gestiegen, neue Zufälle einstellten und er zum zweitenmal, nachdem er die Nacht vorher mit Zeichen von Somnambulismus in dem Hospital herumgelaufen war, wieder über die Gartenmauer sprang und davon lief. Seit der Zeit hat man erfahren, daß er zu Hause angekommen sey, wo er ohne Zweifel genesen wird.

Unter den Franzosen war das Heimweh häufig zu beobachten während ihrer Revolution im Jahre 1789. Es brach mit großer Heftigkeit unter denen aus, die mit Gewalt zur Vertheidigung des Vaterlandes aus dem Schooße der Familien gerissen wurden. Aber auch jene waren nicht frei davon, die, um der Wuth einer Parthei zu entgehen, in den benachbarten Staaten ein Asyl suchen mußten. Doch war ihre Erinnerung an das Vaterland mehr an- als unangenehm, indem sie mit Virgil sagen konnten:

Nos patriae fines, et dulcia linquimus arva;
Nos patriam fugimus . . . . . .

und ihr Schmerz wurde wenigstens durch die Hoffnung der Rückkehr gemildert. Einige konnten aber der Begierde, nach Frankreich zurückzukehren, nicht widerstehen, und setzten sich einem gewissen Tode aus, um das, was ihnen auf Erden das Theuerste war, wieder zu sehen.

Dr. Gasc referirt (Lancette française, Mai 1829): daß, als im Jahr 1819 295 am Heimweh leidende französische Rekruten bei schlechter Witterung den Marsch nach Vendôme zurückgelegt hatten, die schlechte, niedrige, von Wasser umgebene Caserne daselbst, der Genuß eines schlechten Weins und Branntweins, der Wechsel einer feuchten Witterung mit plötzlicher Kälte, ihnen die Dothienteritis (pustulosen Darmausschlag) zuzog. Gasc fand nur die Spuren eines hohen Grades von Entzündung des Magens und der dünnen Gedärme, Geschwüre im Grimmdarm und in der Blinddarmsklappe. Dr. Gendron, Arzt des Hospitals zu Ven-

döme, welcher alle an der Krankheit Verstorbenen öffnete, fand bei keinem Spuren eines hohen Grades von Entzündung im Magen.

Briten.

Zimmermann sagt in seinem Buch von der Erfahrung in der Arzneikunst: Schottländische Offiziere und Aerzte von großer Einsicht hätten ihm versichert: das Heimweh wäre bei ihren Landsleuten gar nichts Ungewöhnliches; es sey Folge des unmenschlichen und der britischen Freiheit zu sehr widerstrebenden Pressens der Seeleute in Großbritannien und Irland, die bei ihrer Zurückkunft von langen und verdrießlichen Reisen, schwach, ungesund und voll Begierde, ihre Freunde und Anverwandte wieder zu sehen, unmittelbar auf andere Schiffe geschleppt würden, und, wie Hurham meint, der Tod von vielen Tausenden.

Jetzt ist zwar das Verfahren beim Pressen der Matrosen — das in dem gewaltsamen Wegnehmen aller zum Seedienste tauglichen Leute besteht, mittelst dessen man die königliche Flotte in England mit Matrosen und Schiffssoldaten versieht, wenn die freiwillige Anwerbung nicht hinreicht, — nicht mehr so häufig und gewaltsam. Allein wenn sonst ein Preßgang vorgenommen wurde, so gingen 10 bis 15 Matrosen, mit Prügeln und Messern bewaffnet, unter Anführung eines Offiziers, durch die Gassen, in Wirthshäuser, Bordels und andere öffentliche Orte, und nahmen alle diejenigen weg, die ihnen tüchtig schienen. Im Kriege gegen Frankreich kamen die Presser auch auf die Kauffahrteischiffe, und nahmen die Matrosen weg. Es gab dabei oft blutige Kämpfe, selbst Todtschläge, welche aber unbestraft blieben, weil die von beiden Seiten ausgeübte Gewalt als gesetzwidrig angesehen wird. Die auf diese Weise zusammengebrachten Leute werden auf ein Schiff geschleppt, wo sie so lange gefangen bleiben, bis sie auf ein Kriegsschiff abgeliefert werden. Seit 1779 ist durch eine Parlamentsacte auch das Pressen der Landsoldaten, oder

das gewaltsame Wegnehmen der Leute zum Landdienste, eingeführt.

Freetown (Freistadt), die von den Britten 1793 am Sierra-Leoneflusse angelegte Hauptstadt von Sierra-Leone, an der Küste von Oberguinea in Afrika, mit 12 geraden, breiten, regelmäßigen Straßen, 400 Häusern und 1400 Einwohnern, liegt unweit der Georgsbai, einem der schönsten Hafenplätze dieses Welttheils, in einer prachtvollen Landschaft; aber, hauptsächlich wegen der nahen dichten Waldungen, höchst ungesund, und gilt für das — größtentheils sumpfige — unreine Königreich der Pest, das Todtenhaus Afrika's. Auch Sir Niel Campbell, ehemaliger Gouverneur von Sierra Leone, ward ein Opfer des dortigen Clima's, nämlich der daselbst durch die Wirkung der Sonnenstrahlen aus dem feuchten Boden und den faulenden vegetabilischen Stoffen aufsteigenden Dünste. (Records of a voyage to the westem coast of Africa etc., by Peter Leonard. Edinburgh, 1833. 12.) — Dem Morgenblatt vom 5. und 6. Juli 1830 zufolge sind daselbst alle Soldaten am Heimweh krank. Die Aengstlichkeit, womit jeder dem Augenblick entgegen schmachtet, wo er den Fuß wieder auf vaterländischen Boden setzen darf, ist nur mit dem Gefühle des armen Sünders zu vergleichen, der von Tag zu Tag seiner Begnadigung entgegen harrt. Mit Walter Scott wird der Brite denken:

Hart ist's, das junge Leben
Auf fremder Erde geben,
Und härter, fern den Seinen,
In fremder Erde ruh'n.

Als ich im Mai 1795 auf der Donau glücklich über den Strudel und Wirbel, vor der Stadt Yps, dem auf einem hohen Berge liegenden berühmten Wallfahrtsorte Maria Taferl und Melk vorbei gefahren war, die Gegend immer wilder und die Berge auf beiden Seiten höher geworden, ich auf dem linken Ufer des mächtigen Donaustromes die in geringer Entfernung von der Kreisstadt Krems auf einem Vorgebirg mit riesenhaften Granitmassen hervorsprin-

gende, in diesen majestätischen Strom gehende Felsenspitze mit dem darauf romantisch liegenden Kloster Dürrenstein und dem an dem schmalen Saum der Gebirgsabdachung, hart am Strome gleichnamigen Städtchen, gewahrte, erblickte ich bei den ausgezackten, gesägten Felsenmassen, auf Oestreichs Montserrat, dem höchsten Gipfel des hinter ihm emporsteigenden Felsen, die Ruinen der uralten Felsenburg. Von dieser laufen 2 Mauern mit Wart- und Wehrthürmen bis an die äußersten Enden des Städtchens hinab. Sie erregen dadurch in dem Schiffer, dessen Kahn bei Mondlicht auf der Donau vorübergleitet, die Vorstellung, der uralte Ahnherr der Burg schaue mit geisterbleichem Haupte aus der walddunkeln Umgebung hervor, und halte mit beiden Leichenarmen die auf seinem Besitzthum erbauten Wohnungen der harmlosen Gegenwart umklammert. — Kurz, wie ich diese gigantischen Ueberreste der Vorzeit, den Leichenstein einer bald segnend, bald verderbend, im bewußtlosem Drängen sich selbst zerstörten Kraft, vor mir sah, da zog die Kunde des Vergangenen mit den Schatten längst erloschener Geschlechter ernst und schweigend an mir vorüber.

Lebhaft dachte ich mir es nun, wie in den Jahren 1192 und 1193 dort hoch oben in dem — nun in Ruinen zerfallenen — Thurme einst Albions tapferer König, der vom Herzog Leopold von Oestreich, seinem bitter beleidigten Todfeinde, der Bewahrung des mächtigen und edlen Hadmar von Kuenring anvertraute Richard Löwenherz in ritterlicher Gefangenschaft saß, wo er seufzte nach der vaterländischen englischen Erde, nach Freiheit und Throne, wie sein treuer Musikmeister und Sänger aus Arras, Blondel de Nesle, nachdem er seinen Herrn im gelobten Lande und in vielen Gegenden Deutschlands vergebens gesucht hatte, nun endlich hört, daß man in dem stark vergitterten Thurme auf dem Schlosse Dürrenstein (Löwenstein) einen vornehmen Gefangenen bewahre, dann in der Nähe desselben eins der vormals mit Richard componirten, im südromanischen Idiome gedichteten französischen Lieder in die Harfe sang und kaum die erste

Strophe geendigt hatte —, als der als Graf von Poitou mit der provenzalischen Poesie vertraute Troubadour, König Richard, hoch erfreut die wohlbekannten Accorde vernehmend, aus der Tiefe des Thurmes die zweite Strophe ertönen ließ, bis ans Ende fortfuhr und dadurch seinen bisher unbekannten Aufenthalt dem spähenden Diener zu erkennen gab.

Wie oft mag hier der ungestüme, unglückliche Heros, — sinnend über die Erinnerungen einer großen Vergangenheit, beseelt mit tausend Gefühlen der Wehmuth, starrend in das Nebelbild der Zukunft, ringsum das Rauschen der seine Seele immer mehr zur Trauer stimmenden Waldesnacht, — die forteilenden, brausenden Fluthen der in stolzer Majestät ihrer ganzen Breite dahinrollenden Donau, in die sich die Zornglut seines Unmuthes senkte, beneidet und den hinziehenden Wolken geklagt haben:

Eilende Wolken, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüsset mir freundlich mein Jugendland,
Ich bin gefangen, bin in Banden,
Ich habe keine andere Gesandten!

In düstern Stunden seiner Haft, in welcher seine im Schmerze ringende Brust all sein Denken in Klage verwandelte, ihn nur die von ihm gesungene Weise tröstete, konnte nur Gesang sein Gemüth aufheitern.

Wenn ich im Kerker schmachtend,
mein Leiden singe,
Zerfeile ich das Eisen
am Kettenringe.
(Spanisches Sprichwort.)

So mag das Heimweh u. A. auch den Grafen Conrad, des Grafen Thimo von Wettin Sohn, einen Neffen des Markgrafen Heinrich von Meißen, gefoltert haben, als er seinen Vetter, Heinrich den Jüngeren, empfindlich beleidigt, dieser ihn im Jahre 1122 in einem Treffen gefangen genommen, in einem eisernen Lager (Eisenbauer), außerhalb des Fuchsthurmes auf Kirchberg bei Jena, aufgehängt hatte, wo er dem Wetter, dem Ungeziefer und der

Verspottung der Zuschauer blosgestellt war, bis diesem Grafen Conrad, als er aus der Trauer der Familie auf dem Schlosse Kirchberg, Heinrichs Tod (1123) merkte, es gelang, durch Bestechung seiner Wächter zu entkommen, und dann Stammvater des ganzen Fürstlich Sächsischen Hauses wurde.

D e u t s c h e.

Vielen in verschiedenen Welttheilen mehr oder weniger fern von ihrem Vaterlande lebenden Deutschen geht es zwar äußerlich oft sehr gut, sie acclimatisiren sich in körperlicher und geistiger Beziehung ziemlich, knüpfen theuere Verbindungen, fühlen die Sehnsucht nach dem Vaterlande anfangs nicht; aber in spätern Jahren, wenn sie nun haben, wonach der Jüngling ringt, Amt und Ehre, Haus und Hof, Weib und Kind, — dann erwacht doch nicht selten ein stilles Heimweh —, aber — nun ist's zu spät, sie können von dannen nicht mehr zu uns herüber kommen.

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang! —

Woltmann, der Verfasser der Reise nach St. Petersburg rc., z. B. sagt von dieser — wenn das Auge allein entscheidet — ersten Stadt der Welt, dem nordischen Palmyra, mit seinen goldenen Palästen, Feeninseln und Lustschlössern, hochgewölbten Kuppeln, den Riesenbauten aller Art, dem asiatischen mit feinem europäischen Geschmacke gepaarten Luxus, dem fröhlichen Volke, dem bunten Gemisch von den Nationen der Erde, der Vereinigung des ganzen Morgen- und Abendlandes: „Die reinlichen Straßen und die vielen Paläste daselbst gefallen auf den ersten Blick; aber unmerklich erzeugen sie ein heimliches Verlangen, entfernt zu seyn von der Pracht und den glatten Worten, und es wächst die Sehnsucht nach der trauten Heimath, wo die Menschen und ihre Herzen nicht so weit von einander wohnen, wo die nicht so karge Natur in jedem Frühling und Herbst Schätze spendet, wie kein Kaiser und kein König es vermag.“ — Mancher Fremdling wird sagen:

Nach der Heimath schweift mein Auge,
Nach der Sehnsucht holdem Stern;
Die mich glänzend hier umschweben,
Schmücken nicht mein ödes Leben;
Der es schmückte, steht so fern!

Sachsen und besonders Thüringer.

Ein dem gelehrten Stande angehörender 21jähriger Jüngling, aus der belebten — in einem lieblichen Thale liegenden, von Wein- und Gartenbergen umgebenen — thüringischen Stadt ***, nahm einen Ruf nach Rußland an, lebte dort unter den günstigsten, angenehmsten Verhältnissen, im Sommer am Gestade der Ostsee, im Winter in der Stadt, geehrt und hochgeachtet von Allen, die ihn kannten. Allein nach einem dreijährigen Aufenthalte ergriff ihn die Sehnsucht ins Vaterland so sehr, daß er seine bisherige, verhältnißmäßig mit seiner frühern Situation brillant zu nennende, gern mit seiner ehemaligen vertauschen wollte; daher dahin zurückzukehren beschlossen hatte, denn er fühlte sich mitten in des nordischen Lebens Herrlichkeit, in seinem dortigen schimmernden Glück, wie verlassen, einsam und allein. Seines Herzens Drang blieb ungestillt. Noch hatte ihm die Liebe keine Fesseln angelegt, noch konnte er kein Herz liebend sein nennen; daher er heimlich trauernd die Pracht des Sommers und Winters ungleich weniger, als Einheimische, empfand, selbst die Wonne des lachenden Frühlings sein Weh nicht heilen konnte. Nach dem deutschen Vaterland zurückblickend sagt' er oft:

Träumt mir vom Schmelze deiner Wiesen,
Von unsern Wäldern mir:
Thüringerland, das Freund und Feind gepriesen,
Wie sehn' ich mich nach dir!

Doch noch kämpfend mit dem Gedanken: ob er bleiben oder den Norden verlassen sollte, fesselte ihn dort unerwartet auf immer ein auch an Kopf und Herz schönes, gebildetes, in Esthland gebornes Mädchen. Jugend und Liebe stimmte ihn dichterisch; Hoffnung, die freundlichste Schwester der Liebe, zog in sein zufriedener gewordenes Herz ein, er fühlte sich

glücklich und hatte nie Ursache, die Verbindung mit dem Gegenstande seiner Liebe zu bereuen.

Demohngeachtet blieb der Einfluß der Jugenderinnerungen der trauten Bilder aus der Heimath, mächtig durch sein ganzes ungetrübtes Leben, in dessen perspectivischem Gemälde sie stets den poetischen Hintergrund bildeten. Ein halbes Jahrhundert ist, seitdem er sein Vaterland verließ und im Auslande ein glückliches Loos fand, verflossen — und dennoch bleibt ihm die Heimath noch jetzt poetisch schön und theuer, wie die erste Liebe, die nur einmal kommt im Leben. Noch jetzt denkt er mit dem Dichter:

O Heimath, beste Mutter
Von allen in der Welt,
Die Millionen Kinder
An ihrem Herzen hält;
O vielgeliebte Mutter
Die an der Wiege steht,
Und mit den Menschenkindern
Bis zu dem Sarge geht;
Dir tönt in hundert Sprachen
Manch tiefgefühltes Lied;
Es ist die ganze Erde
Dein heimathlich Gebiet!
Dir ist die ganze Seele
Andächtig zugewandt;
Du bist ein Palästina,
Geliebtes Heimathland!

Schon Hoyer in Mühlhausen theilt in den Act. Nat. Cur. Vol. III. p. 74. folgende Fälle mit. Im Jahr 1731 befiel einen jungen Menschen aus Erfurt — der in holländische Kriegsdienste gehen sollte und nicht weiter als nach Mühlhausen, also 6 Meilen von Erfurt, gekommen war — ängstliche Unruhe, Herzklopfen, schneller Puls, Mangel an Appetit und ein unbezwingliches Verlangen, nach Hause zurückzukehren, so daß, als ihn sein Hauptmann durch Schärfe auf andere Gedanken bringen wollte, er in Gefahr kam, toll zu werden. Sobald er aber wieder zu Hause angekommen war, wurde er gesund.

Ein ähnliches Beispiel gewährte ein junger Mensch aus

Langensalze, der nach Dänemark gereist war, und in Kopenhagen, weil ihm die Rückreise verwehrt wurde, ohne eine besondere Krankheit, ohne Schmerzen oder andere gefährliche Zufälle, blos am Heimweh starb, und auf alles Fragen, bis an sein Ende, mit dem Seufzer antwortete: Ach wenn ich nur daheim wäre!

Bei jungen mannbaren Individuen zeigt sich sehr oft eine tiefe und hartnäckige Melancholie, besonders wenn sie, bei wenigem Vertrauen auf sich selbst, alle Hoffnung aufgegeben haben, ihre eben so oft unbestimmten, als unbegrenzten Wünsche oder ihre phantastischen Projecte jemals in Erfüllung gehen zu sehen. Man sieht sie alsdann von Jedermann sich entfernen und stets traurig, mürrisch, verdrießlich einhergehen, immer entmuthigenden Gedanken nachhängen, und als ob in ihrem Innern eine drückende Empfindung sie quäle, von der sie sich nicht loszureißen vermögen; ein Zustand, der ebenfalls stets mit innerer Angst und Beklemmung, die einer drückenden, nie abzuwälzenden Last gleicht, verbunden ist, ein Zustand, der mit dem Heimweh sehr viel Aehnlichkeit hat. Diese melancholische Gemüthsstimmung bleibt auf den Körper nicht ohne Einfluß, indem sie einen fortwährenden Reiz oder wohl gar eine chronische Entzündung der Eingeweide, besonders aber der Verdauungsorgane, zur Folge hat. Nicht selten sieht man sie auch in wirkliche Verrücktheit übergehen. Jedoch gelingt es dem Arzte sehr oft, diesen krankhaften Gemüthszustand auf eine leichte Weise zu bekämpfen. Am besten geschieht dies dadurch, daß man dergleichen junge Kranke auf alle nur mögliche Weise zu ermuthigen, ihnen eine bessere Meinung von sich selbst gleichsam aufzudringen sucht und ihnen die Zukunft von der lachendsten Seite zeigt, wobei man aber ihre ersten Schritte in die Welt leiten muß, und ihnen auf diese Weise zeigt, daß sie weder als vereinzelte Wesen da stehen, noch von Mitteln entblößt sind, die bereitwillig ihrer Schwachheit zu Hülfe zu kommen vermögen. Diesen Zustand auf den jungen Mann bezogen, sind für diesen das zuvorkommende Wesen, das Lob, die Ermuthigungen und Aufmunterungen, die ihnen von Personen des andern Geschlechts

erwiesen werden, gewöhnlich von so großer Wirksamkeit, daß sie in dieser Hinsicht durch nichts Anderes ersetzt werden können. Bei jungen Mädchen ist die Art der Melancholie, von der wir hier gesprochen, weniger gewöhnlich und minder hartnäckig, weil es ihnen, unsern gesellschaftlichen Einrichtungen zufolge, nur selten an Gelegenheit fehlt, ihre Herrschaft, das Recht der Schönheit geltend zu machen, Huldigungen zu empfangen, und sich so der Macht dieser Herrschaft, die sie ausüben können, bewußt zu werden. (Begin im dictionnaire de Med. et de Chir. pratique.)

In Sachsen wurden einst eine Menge junger Waisen, mitunter mitten in ihrem Geburtsorte, in den ehemaligen Waisenhäusern, Opfer einer dem Heimweh höchst ähnlichen Schwermuth, wenn sie in solchen Anstalten, getrennt von ihren Verwandten und Gespielen, Letztere oft in der Freiheit und in glücklichen Verhältnissen erblickend und sich selbst in einer Art von Gefangenschaft und Zwang fühlend, leben mußten.

Schwaben.

Dr. Buzorini in Ehingen an der Donau versichert in seiner 1832 erschienenen Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten: das Heimweh in dem ebenen Oberschwaben beobachtet zu haben, selbst wenn solche Personen nur einige Stunden von ihrer Heimath entfernt wurden. Der Stuttgardter soll, den Briefen eines reisenden Franzosen zufolge, in einer Entfernung von 6 bis 8 Meilen das Heimweh bekommen. Die Entfernung aus der Heimath, welche Heimweh veranlaßt, begründet anfangs eine psychische Verstimmung, welche nicht selbstständige Krankheit ist, sondern wieder mit der Ursache schnell verschwindet. Bei längerer Dauer der Einwirkung dieser Verstimmung entwickelt sich ein krankhafter Zustand in der Brust, womit das Heimweh eine selbstständige Melancholie wird, und welche oft schnell Eiterung der Lungen, Schwindsucht, Herzleiden und Tod herbeiführt.

Beobachtung: C. S., 13 Jahr alt, kam aus dem elterlichen Hause in eine benachbarte Stadt als Lehrling in ein Handlungshaus. Er hielt sich daselbst ein halbes Jahr auf, man hielt ihn stets für munter und er schien mit seiner Lage vollkommen zufrieden. Nach Verlauf dieser Zeit kam er in sein elterliches Haus zum Besuche. Man bemerkte an ihm eine besondere, nie an ihm beobachtete an Leblosigkeit grenzende Niedergeschlagenheit, Neigung zum Schlaf, so daß er fast stehend einschlief; er wurde traurig, jedes theilnehmende Wort entlockte ihm Thränen, er hatte keine Eßlust, der Stuhlgang ging regelmäßig, er magerte ab und hüstelte von Zeit zu Zeit ein wenig. Seine Eltern ließen Buzorini zu dem vermeintlich körperlich Kranken rufen. Dieser klagte über nichts Besonderes, nur mitunter bemerkte B. ein leichtes Hüsteln. Der Puls war beschleunigt und etwas härtlich, die Carotiden klopften heftig, die Zunge war weißlich belegt, Patient hatte trägen Stuhl, warmen Kopf und trockene warme Haut bei kalten Extremitäten. Es wurde ihm ein leichtes Abführungsmittel gereicht um die gastrischen Erscheinungen zu mildern, hauptsächlich aber den Kranken länger zu beobachten, da B. beim ersten Besuche nicht klar wurde, mit welcher Krankheit er zu thun hatte. Beim nächsten Besuche beobachtete B. den Kranken längere Zeit, und das unstäte Auge, die Leblosigkeit und Unsicherheit in den körperlichen Erscheinungen machten B. aufmerksam: ob dieser Zustand nicht durch ein länger dauerndes Gemüthsleiden herbeigeführt sey? Freundlich ihm entgegenkommend stürzten Thränen aus den Augen des Leidenden, die er zu verbergen suchte. Ohne weitere Arzneimittel anzuordnen, ließ man ihm ein warmes Bad geben, worauf er einen heftigen Anfall von krampfhaftem Husten bekam, dem ein leichtes Frösteln folgte. Die Nacht wurde unruhig, mit Husten unterbrochen. Mit folgendem Tage ward Patient weit trauriger, ängstlicher, er weinte und sprach manchmal verwirrt. Der Puls war härtlich, schnell, die Carotiden klopften heftig, die Haut warm und trocken, das Athemholen langsam, tief, und mitunter fühlte der Kranke flüchtige Stiche in der Brust. L. machte den Eltern seine Ueberzeugung kund,

daß er die Ursache der körperlichen Leiden in seinem Gemüthe, besonders aber in einem langdauernden Heimweh, suche. Den liebevoll und freundlich ihm entgegenkommenden und ausforschenden Eltern gestand er weinend und mit tiefem Schmerze, daß er seit seiner Abwesenheit aus dem elterlichen Hause an Heimweh gelitten. Die Eltern versprachen dem Kranken, ihn nicht mehr in seine frühern Verhältnisse zurückkehren zu lassen, und trafen die Anstalten unter seinen Augen, daß er vorläufig nicht mehr das elterliche Haus verlassen durfte. Die melancholische Stimmung des Kranken hörte aber nicht nur nicht auf, sondern trat immer sichtbarer hervor, während alle körperlichen Krankheitssymptome zu verschwinden schienen. Bekannt mit der physischen Bedingung der Nostalgie, welche durch die vorangegangenen Erscheinungen bei dieser Krankheit sich bestätigten, ließ L. dem Kranken eine Ader öffnen. Das Blut war sehr dick und schwarz, und bildete, nachdem es gestanden, eine starke Entzündungshaut. Zugleich erhielt er eine Mixtur aus Rad. Althaeae ℥jjj, Rad. Senegae ℈jj, mit digitalis purp. ℈ß, im Absud mit Nitrum. Die körperlichen Erscheinungen vom Husten, von entzündlicher Affection, welche seit einigen Tagen ganz verschwunden schienen, traten wieder etwas mehr hervor, aber bald versicherte der Kranke: wieder kein körperlich krankhaftes Gefühl zu haben, weder auf der Brust noch wo anders; der Appetit war gering, die Zunge rein, der Stuhlgang in Ordnung, der Puls etwas beschleunigt, von allen somatischen Erscheinungen schien nichts geblieben, als das heftige sichtbare Klopfen der Carotiden und erhöhte Wärme der Haut. Der Kranke befand sich aber stets in höchst melancholischem Zustande und alle psychischen Mittel waren nicht im Stande, ihn aufzuheitern, ihm seine Melancholie zu benehmen, obschon er selbst die Ueberzeugung hatte, daß er nicht mehr aus seinem elterlichen Hause sich entfernen dürfe. Trotz dem Verschwinden aller körperlichen Krankheitssymptome wurde ein Aderlaß von 10 Unzen vorgenommen, und das Blut zeigte eine noch stärkere Entzündungscruste als das erstemal. Patient erhielt zugleich folgende Mixtur: R. Rad. Althaeae ℥ß, Rad. Senegae ℈jv, coque c. aq. font. sub finem coction. adde

Hb. Digit. purp. ℈jj, colatur ℥vj adde Nitri pur. ʒjjß, Vini stibiat. ʒj, Oxym. Squill. ℥j. Mds. alle Stunden einen Löffel voll zu nehmen.

Schon am nächsten Morgen stellten sich reichliche Sputa ein, Patient fing an oft zu husten, athmete leichter, rascher; sein Gemüth schien ruhiger und weniger traurig. Mit dieser Arznei wurde mit kleinen Abänderungen 10 Tage lang fortgefahren, und täglich verlor sich die Melancholie des Kranken mehr, so daß er nach einem Zeitraume von fünf Wochen wieder geistig und körperlich genesen war.

Oestreicher.

Unter dem östreichischen Militär in Mainz herrschte im Frühling des Jahres 1832, dem Sonntagsblatte vom 1. Mai desselben Jahres zufolge, das Heimweh, und zwar in solcher Krankheitsstärke, daß mehrere daran starben.

Wiener.

Interessant sind die Bewohner der östreichischen Residenzstadt, ein ganz eigenthümliches Völklein, das in seinen Sitten und Gebräuchen fast eben so verschieden ist von den Landbewohnern, als diese von den der benachbarten deutschen und slavischen Erbprovinzen. Der Zusammenfluß von so vielen Fremden in der größten Stadt Deutschlands, das originelle Leben und Treiben in jener kleinen Welt, hat den ursprünglichen Charakter der Einwohner ganz umgestaltet und sowohl im häuslichen Leben, als in der Art des Erwerbs, eine gewaltige Reform hervorgebracht. Fremde Sitten und Einrichtungen haben ihren Einfluß ausgeübt, neue Bedürfnisse erweckt, die alten verfeinert, dem ganzen Leben einen fremdartigen Anstrich gegeben, aber fremde Verderbtheit und Sittenlosigkeit haben in dem Charakter des Wieners noch nicht jene Zerstörung angerichtet, die an den Bewohnern großer Städte sonst gewöhnlich bemerklich sind, und man könnte behaupten, der Oestreicher sey in der Hauptstadt eher verbessert, als verschlimmert worden. Seine Fehler sind ihm nicht eingeimpft worden, sondern aus

ihm entstanden, wie seine Tugenden; nur in der Form hat der fremde Einfluß ihn einigermaßen verändert, polirt und gehobelt, ohne seinen inneren Gehalt anzutasten.

Wollte man unfreundlich und streng den Charakter des Wieners beurtheilen, so dürfte man blos sagen: „er hat keinen Charakter.“ Treffend und in seinem ganzen Umfange gültig ist dieser harte Ausspruch, wenn man den Charakter in einem gewissen Lebensplane und einer festgesetzten Idee, nach welcher man immer handeln soll, sucht, denn er ist reiner Gefühlsmensch, läßt sich als solcher vom Augenblicke beherrschen und zu Handlungen hinreißen, die nicht selten eben so gegen seine Ueberzeugung, als seinen moralischen Werth streiten; das Herz läuft mit dem Kopf davon und zieht die Reue nach sich. Ein plötzliches Ereigniß, das ihn erregt, eine Erinnerung, die ihm durch den Sinn fährt, ist fähig, ihn von einer vorgezeichneten Bahn abzuleiten, seine Vorsätze zu vernichten und ihn auf Abwege zu führen, wo er sich nicht wieder zurecht finden kann. Ein unschlüssiges Schwanken bezeichnet ihn in allen seinen Handlungen; bald nachlässig, bald eigensinnig, bald oberflächlich, bald überspannt, irrt er beständig auf dem schwankenden Pfade zwischen Leidenschaft und Vernunft, folgt bald dieser, bald jener, je nachdem ihn eine von beiden entgegengesetzten Kräften mehr oder minder in Anspruch nimmt. Alle diese Schwächen zusammen bilden seinen Leichtsinn, der ihn überall begleitet und ihm theilweise sein Leben versüßt, aber nicht selten den Gifttrank eines langwierigen Grames mischt. Der Augenblick gilt ihm Alles, und darin allein zeigt er eiserne Beharrlichkeit, womit er ihn festhält und oft Jahre seinem Rausche opfert. Das Gefühl der Gegenwart übermannt ihn mit Riesenstärke und erdrückt die Vernunft in der Gewalt seiner Umarmung. Seine Liebe ist so heftig, als sein Haß, seine Freundschaft warm und innig, aber flüchtig, wie Champagnerrausch; er wirft die Gegenstände seiner Liebe hin für die Launen eines Moments, verzeiht dem Todfeinde in einer herzlichen Aufwallung, aber eine Stunde später haßt er ihn, wie zuvor, und liebt auch wieder wie zuvor. Seine Gefühle sind Blitze, sie zünden und verheeren, aber wärmen nicht, wie das

gelinde Sparfeuer der nordischen Liebe. Wer möchte ihn darum schmähen, daß er den Strom nicht aufhalten und tropfenweise ausmessen kann; wer möchte mit dem Vulkan rechten, der plötzlich ein Lavameer ausspeit und jahrelang rauchend schweigt? Die Natur hat ihn so gemodelt und geformt, die Glut des heißen Südhimmels weht schon über ihm.

Der Himmelsstrich scheint wirklich eine mächtige Temperaturveränderung des Bluts hier vorzubringen, und die Quelle mancher dieser schlimmen Eigenschaften zu seyn. Es ist, als ob ein böser Sirocco die Krankheit Leichtsinn in Miasmen herbrächte und den bedächtigsten Gentleman in einen frivolen Schmetterling verzauberte, denn man bemerkt, daß auch Fremde davon angesteckt werden, wie in Ungarn vom Fieber und in Hamburg vom Branntweintrinken. Der Strom reißt sie fort und sie müssen tanzen nach Oberons Horn.

Hingegen stellen viele rühmliche Eigenschaften das moralische Gleichgewicht wieder her. Keine Bosheit nistet in seinem Herzen, keine Rachgierde, außer im Zorn des Augenblicks, keine planmäßige Heuchelei und Geberdenlüge schändet seinen Charakter. Aufrichtigkeit und Offenheit in Freundschaft und Feindschaft, in Schmerz und Freude tritt überall hervor. Wenn er lachen will, so lacht er, und wenn ein König zugegen wäre; wenn er grollt, so verzieht er die Augenbraunen und wenn er den Tod davon haben sollte; wenn er froh ist, so singt er, wenn er betrübt ist, weint er. Daher ist er ungeschickt zum Betruge, desto leichter zu betrügen und wird nie durch Schaden klug; daher ist er ein schlechter Kaufmann und Spekulant, ein schlechter Politiker und Staatsmann, ein guter Familienvater und Gatte — bis auf den Wankelmuth. (Wien wie es ist. 1833.)

Seine unerschütterliche muntere Laune, gewöhnlich sehr falsch mit Phlegma bezeichnet, macht ihn im geselligen Umgang wahrhaft liebenswürdig und hält ihn entfernt von aller langwierigen Kopfhängerei. Unglücksfälle fühlt er im ersten Augenblicke, und Schmerz überwindet er, denn sein Humor ist stärker. Bricht in seinem Hause Feuer aus, so wird er bei der Nachricht davon die heitere Miene verziehen und sagen: „Sapper-

lot, das ist dumm!" aber am andern Morgen lacht er gewiß über die Leute, die im Hemde davon liefen. Stürzt er und bricht ein Bein, so lacht er sich selber aus über seine Ungeschicklichkeit; kommt er ins Gefängniß, so findet er gewiß seine Lage höchst lächerlich. So führt ihn sein frohes Gemüth, wie an einem Zauberbande, unverletzbar durch alles Mißgeschick des Lebens, und giebt ihm Kraft, Unglücksfälle wiederholt auszuhalten, die einen Andern vernichten.

Gastfrei ist der Wiener bis zur Verschwendung, wohlthätig bis zu demselben Grade und äußerst dienstfertig. Es giebt in Wien reiche Privatpersonen, welche täglich eine große Gesellschaft um sich versammeln und glänzend bewirthen, die eine wahre Freude daran haben, wenn es den Gästen schmeckt und sie sich recht oft einfinden. Doch der Wiener selbst verschmäht es in der Regel, Gastfreundschaft zu genießen, wenigstens da, wo er sie nicht erwiedern kann. Er kommt durch Einladungen in Verlegenheit und macht sich durchaus weder eine Ehre noch ein Vergnügen aus dem Pouvoir, an einer vornehmen Tafel zu schmarotzen. Immer nur der Einladende wird er geehrt durch Annahme der Einladung und ist dankbar für diese Ehre.

Seine Wohlthätigkeit hat keine Grenzen und jede Veranlassung zur Ausübung derselben ist ihm willkommen. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die Wiener Staatszeitung zu lesen und wird über die zahllosen darin angeführten Beiträge für gemeinnützig-wohlthätige Zwecke erstaunen. Die Redaction findet sich genöthigt, die kleinste Schrift zum Druck dieser Verzeichnisse zu wählen und oft mehrere Bogen lange Beilagen zu geben. Bälle, Concerte ꝛc., deren Ertrag den Armen zufließt, sind immer am zahlreichsten besucht. Gastwirthe speisen über 100 Arme täglich ab, und reiche Privatpersonen erlegen ganze Capitalien von mehreren tausend Gulden für wohlthätige Zwecke. Besonders glänzend hat sich die Caritas in der unglückseligen Cholerazeit bewährt. Beispiellos ist die Sammlung einer so ungeheuren Summe Geldes in einem äußerst kurzen Zeitraume.

Dienstfertigkeit und Gefälligkeit des Wieners sind selbst

von Fremden vielfältig anerkannt, aber auch vielfältig mißbraucht worden.

Merkwürdig ist auch die Vaterlandsliebe des Wieners und seine kindliche Anhänglichkeit an seine Vaterstadt. Nur nothgedrungen oder auf Lustreisen verläßt er seinen Geburtsort, reist nach Rom, Paris und London, langweilt sich überall, denn es ist nur ein Wien! das Heimweh verfolgt ihn, wie den Schweizer, und wie einst ganze Regimenter von diesen auseinandergingen und nach Hause liefen, wenn sie die Melodie des Kuhreihens hörten, so glaube ich, würden ganze Regimenter von Wienern nach Hause gehen, wenn sie einen Strauß'schen Walzer spielen hörten. — Wenn die Wiener, wie in ganz Deutschland, keine vorzügliche Oper haben, so haben sich dagegen die öffentlichen Musiken auf einen Grad gehoben, wie man sie vielleicht in der Welt nicht besser hört. Strauß, Lanner und Morelli treten in öffentlichen Belustigungsörtern, Gärten ꝛc. mit großen Orchestern auf, welche die beliebtesten neuen Compositionen, besonders die von ihnen componirten Tanzmusiken, mit einer seltenen Vollendung aufführen. Im Sommer geschieht das alle Tage, bald in diesem, bald in jenem Lokale und meistens vor Tausenden von Zuhörern, die dabei schmausen, tanzen, gaffen und fröhlich sind. In London und Paris ist so etwas nicht zu sehen. Den Herren von der deutschen Conferenz 1834 gefielen diese nationalen Lustbarkeiten ausnehmend. Wer wird demnach einige Wochen in Wien seyn und Strauß und Lanner, diese Dioskuren des Walzerhorizontes, nicht gehört haben?

Man meint hier, fast jedes Haus,
Heiße Lanner oder Strauß!

Die Straßen sind große Strauß- und Lanner-Alleen; an jeder Ecke sieht man solche langgestreckte Walzerproklamationen von Strauß und Lanner. Wenn die schönen Wienerinnen an einem solchen Landtanz-Aufgebot vorübergehen, so tanzen sie inwendig einen unsichtbaren Walzer, oder ihre Seele summt ihn wenigstens zwischen den Zähnen.

Die Frauenzimmerseelen — meint Saphir — sind ja

ohnehin lauter musikalische Instrumente, lauter Soloflöten und Aeolsharfen und Glasharmonika's, blos wenn sie heirathen, werden sie Brummeisen und Contrabässe.

Es wird nirgends so viel getanzt, als in Oestreich und in Wien, und das ist gut. Die tanzenden Völker waren von jeher die glücklichsten; nur einzelne Menschen, die tanzen, erhitzen sich; bei Menschen in Massen ist es umgekehrt; tanzende Völker kühlen sich durch das Tanzen ab und es findet die entgegengesetzte Wirkung statt: jemehr sie tanzen, desto weniger zeigt sich ein Schwindelgeist bei ihnen.

Die Heimathsliebe der Wiener geht so weit, daß viele Beamte höhere Gehalte und Avancements ausschlagen, um nur Wien nicht verlassen zu müssen, und daß bei Ausbruch der Cholera von Wien nicht 15,000 Menschen sich entfernten, während aus Moskau 50,000 Einwohner ihr Heil in der Flucht suchten. In Volksliedern und Possen spricht sich dieses Gefühl aus, und Niemand vermag einen Wiener zu überzeugen, daß es anderswo eben so angenehm zu leben seyn könnte. Wo ist wohl das Heimweh der Wiener treffender geschildert, als in den Wienern in Berlin?

Wenn man auch recht hat, daß der Grund der günstigen Aufnahme dieser Liederposse mehr auf den hinein verwebten Melodien, z. B. den Duetten: Was macht denn der Prater? ꝛc. aus Bäuerle's reizender Aline, deren jedesmalige Darstellung in Wien zu den Volksfesten gerechnet werden darf, als auf dem Werth des Stückes selbst, beruht; so wird Jeder, der, wie ich, die Wiener hat kennen lernen, mit mir fühlen, daß in dieser sogenannten Posse das tiefste Gefühl des Heimweh's sich nicht inniger hätte äußern können, indem Joseph Hubert, ein Wiener, der, wie sich sein Sohn Franz ausdrückt, schon passabel alt ist, seinem in Berlin reich gewordenen Onkel versprochen hat: mit ihm daselbst bis zu seinem Tode zu leben, an seinem Namenstage durch böhmische Musikanten in einem Garten mit einem Wiener Landler überrascht und dadurch äußerst gerührt wird. Er ist mit Leib und Seele ein Oestreicher, und kein Schweizer

kann solches Heimweh nach seinen Alpen haben, als derselbe nach seinem Stephansthurm. Allenthalben schimmert bei den Wienern in Berlin die stets vorherrschende Erinnerung an die Heimath, der Schmerz, von derselben und somit von den Gegenständen der ersten Empfindungen getrennt zu seyn, durch, so wie die daraus entspringende große Sehnsucht, bei welcher sich der Geist immer auf dieselbe Weise mit dem nämlichen Gegenstand beschäftigt mit allen Hindernissen der Befriedigung des heißen Wunsches, nach Wien wieder zurückkehren zu dürfen. Daher Huberts Sohn von seinem darüber bekümmerten Vater prophezeiht: „wenn der alte Großonkel nicht bald macht, daß er stirbt, so geht ihm der Vater aus Sehnsucht nach der Heimath voran"; aber auch von sich selbst schwärmerisch versichert: „Wann ih die 4 Buchstab'n hör': W.i.e.n — so denk' ih, 's fahrt mir nur glei z' allen Adern h'raus"; der alte Vater aber ganz begeistert ausruft: „dort möcht ih hin! 's gibt nur ein Kaiserstadt, 's gibt nur ein Wien!"

(Auch auf den alten Hubert paßt Andresse's nähere Bezeichnung des Stadium primum nostalgiae: „Aeger de patria cum aliis colloqui amat, eamque laudibus extollit, colloquium iterum iterumque ad hancce materiam reducere studet *).")

Doch nicht blos in Volksliedern und Possen spricht sich die Heimathsliebe der Wiener und Oestreicher überhaupt, sondern auch in großartigen patriotischen Ansichten und Gefühlen, namentlich in Folgendem, aus: Auf einer Anhöhe, wo man ein herrliches mit zahlreichen Trümmern des vergangenen Mittelalters bedecktes Thal und in reizender Ferne den Stephansthurm der Kaiserstadt ersah, äußerte sich, von Vaterlandsliebe begeistert, einer der edelsten und erhabensten östreichischen Aristokraten (S. d. Memoiren eines ausgewanderten Oestreichers von Hans Normann) gegen einen seiner

---

*) Nostalgiae adumbratio pathologica. Dissert. inaug. medico-psychica. Berol. 1826. pag. 9.

Landsleute, der nach Frankreich auswandern wollte, um nicht einige Jahre mit Antichambriren und Bittgesuchen zuzubringen.

„Hier blick hin, junger Mann, auf Dein herrliches Vaterland, das ist nur ein kleiner armer Winkel, wo die Natur nur spärlich ihren Reiz ausgegossen hat, das ist nur ein Tausendtheil von aller der unüberschwenglichen reichen Schönheit deines Vaterlandes! Dort winken die Alpen im Abendthau erglänzend, hier duftet ein fruchtbar blühendes Thal unter den Bergen, welche die Burgzinnen eines vergangenen Geschlechts tragen. Der Glockenruf der Vesper tönt aus dem Kirchlein herauf, und aus dem fernen Dom mahnt uns die weithallende Stimme des frommen Gottglaubens, die Geschichte liegt vor uns entfaltet mit kolossalen Zügen. Dort auf der verschwimmenden Ebene, auf dem Marchfelde, kämpfte und starb Marc Aurel und der majestätische Strom trug die Panzer und Harnische der Kreuzfahrer, an seinen Ufernähen fiel Ottokar und siegte Rudolph von Habsburg; dort auf den Rebenhügeln, welche die Kaiserstadt umgeben, schlug Sobiesky, der Polen ritterlicher König, Mustapha's Räuberhorden, dort lagerte Mathias Corvin, und Attila, die Geißel Gottes, zog hier vorüber mit seinen wilden Hunnen. Da ist keine Hand breit Erde, wo nicht Oestreichs Söhne löwenkühn geblutet haben für den Glauben, für die heilige Sitte der Väter, für die Unabhängigkeit des Vaterlandes, für seine frommen, biedern Fürsten!“

„Glauben Sie,“ sagte der Alte, „ein Oestreicher findet außer seinem Vaterlande das Glück nicht, wenn er es nicht in seinem Vaterlande gefunden. — Versuchen Sie es, auszuwandern und größere Glückseligkeit und Freiheit zu suchen, wo Sie dieselben zu finden glauben. Sie werden nicht scheiden, ohne daß Ihr Herz eine unheilbare Wunde erhält. Wandern Sie in das kalte Ausland und Sie werden physisch und moralisch zu Grunde gehen. Keinen Freund werden Sie dort finden mit Ihrem fremden Fühlen, keine Nahrung für Ihre edelsten Empfindungen. Durchwandern Sie das ganze Erdenrund und Sie werden kein östreichisches Herz finden. Ihrer warmen Liebe wird man kalten Hohn entgegensetzen, Ihrer

biedern Offenheit schlauen Verrath, Falschheit und Hinterlist, Ihrer Vaterlandsliebe verletzenden Spott, Ihrer Begeisterung für das Edle und Gute die kalte Nüchternheit republikanischen Spießbürgerthums. Statt der gewohnten Freuden schrankenloser, warmer Geselligkeit werden Sie langweilige Klubbs und schroffe Abgesondertheit, statt der vaterländischen Gastfreundschaft unwirthbaren Eigennutz, statt dem Händedruck der Freundschaft höfliche Redensarten finden. Fremd werden Sie dort bleiben mit Ihren Gefühlen und Ihrem Denken bis zum letzten Augenblick eines freudenlosen Daseyns. Was Ihnen begegnet, wird Sie anwidern, und Mißtrauen, Kälte, Verstimmung, Menschenhaß und tödtliche Schwermuth werden sich in Ihrer Brust einnisten. Sie werden den Fluch der Verbannung in seinem ganzen furchtbaren Gewichte empfinden. Die Sonne scheint nicht so hell außer dem Vaterlande, der Himmel ist nicht so schön, die Luft nicht so erwärmend, belebend, das Auge wird thränenvoll über erstorbene Fluren schweifen, der Körper unter den Einflüssen eines fremden Klima's erliegen, der Geist in dieser Empfindungsleerheit verkümmern."

„Schreckliche Worte voll prophetischer Wahrheit!" rief der junge Oestreicher aus. „Sie sind eingetroffen und gerechtfertigt!" — Meine sichtbare Bewegung wie nicht bemerkend, schloß der Alte mit folgender Betrachtung unsre Unterhaltung:

„Mag es seyn, daß die ewige Wahrheit jenseits unseres Lebens erst auftaucht, werden Sie es als ein Bürger dieser Welt wieder lieben? Diese Genüsse und Freuden sind nicht unwahrscheinlich alle aus Trug und Wahn entsprossen, aber selten dürfte es Einer für gut finden, sie freiwillig durch Selbstmord hinzuopfern, um der jenseitigen reinen und ewigen theilhaftig zu werden. Auch das Daseyn ist nichts als eine freundliche Gewohnheit. Eben so verhält es sich mit dem Völkerleben. Wie es sich durch die Gewohnheit gestaltet hat, bietet es uns seine eigenthümlichen Freuden, Leiden, gleich wie das Erdendaseyn des Menschen. Wollen wir heraustreten aus seiner Gestaltung, so

müssen wir uns selbst morden. Wer sein Vaterland verläßt, begeht einen patriotischen Selbstmord. Die Umgestaltung des Lebens und der Gewohnheit in einem Staate ist selbst nichts anders als ein Nationalselbstmord. Es ist nicht dasselbe Volk, nicht derselbe Staat mehr, der aus ihm hervorgeht. Wer sein Vaterland liebt, kann es nicht vernichten wollen."

„Ich weiß nicht mehr," erzählte der junge Oestreicher, „was ich Alles dem Patrioten erwiedert habe, aber dessen entsinn' ich mich noch, daß ich Thränen verschluckte. Ich sah den Aristokratismus in seiner heiligsten und ehrwürdigsten Gestalt und liebte ihn wie ein frommer Sohn, denn ich war ja sein leibliches Kind! Die großen Grundsätze des neuen Jahrhunderts zerschmolzen wie Eis in der körperlichen Wärme seiner Nähe. Ich stand da wie der englische Königssohn, der in der Schlacht an seinen Vater gerieth. Ein Schwertstreich zerschlug das geschlossene Visir, und aus dem Erz heraus sah das liebe, ehrwürdige Antlitz, das von Sanftmuth glänzende Auge beschattet vom greisen Haar — des eigenen Vaters. Das Schwert entfiel seinen Händen, Ehrfurcht durchbebte seine Brust, und weinend sank er hin auf die Knie, um Segen und Vergebung flehend. Ich bin entwaffnet. Ehe soll sich die Spitze des Schwertes in meinem Herzen wenden, ehe soll mich Hunger und Gram aufzehren, Verzweiflung und Wahnsinn in meinem Gehirn wüthen, ehe ich meine Hand erhübe gegen dich mein heiligstes Vaterland! Habe ich dich je geschmäht in wilder Laune, habe ich je den Grundsatz angefochten, der dich erhält — mein Herz hat keinen Theil daran. Mein Verstand geht seinen eignen Weg über eine Straße voll Tod und Verwüstung, auf einem Anger voller Leichengeruch, denn unbändig wie das Herz ist er, immer aber weilt dieses, weinend über den ruchlosen Flüchtling, auf deinem heiligen Boden, mein Oestreich! Duld' es mit Milde, es nimmt dir keinen Raum und schmälert keinem deiner Söhne den Genuß deiner Herrlichkeit. Nur meinem Leichnam gönne einst eine Spanne deiner heiligen Erde!"

Aber nicht nur Einheimische, sondern auch Fremde

fühlen ein bitteres Weh, wenn sie Wien nach längerem Aufenthalte verlassen, und können die liebe Kaiserstadt in ihrem Leben nicht vergessen, was ich aus eigner Erfahrung bestätigen kann.

Alle oben erwähnte Fehler und Tugenden vollenden den äußerst liebenswürdigen Charakter des Wieners, und machen den Umgang mit ihm um so mehr zum Genuß, als er damit angenehme Manieren und französische Galanterie ohne Ziererei und geckenhafte Hardiesse verbindet. Wer den Wiener kennen gelernt hat, muß ihn lieben und schätzen, und seine Fehler um ihrer Ursache willen übersehen. Das Einzige, was den Fremden in dem Betragen des Wieners zuweilen unangenehm berühren dürfte, ist seine unschuldige Spöttelei über Dinge, die ihm fremdartig sind. So regt der schwäbische Dialekt, die Berliner Großsprecherei und das Radebrechen der Böhmen, wenn sie deutsch sprechen, seine Lachlust ungemein auf; aber er wird auch nur lachen und nicht schimpfen, wie es Andere zu thun pflegen. Auch das Aufziehen (Foppen) ist ziemlich beliebt, aber kein Gebildeter wird mit dergleichen Späßen fortfahren, wenn er bemerkt, daß er unangenehm wird, oder wenn er nicht vorher beleidigt worden ist. In dem letzten Falle ist er freilich oft unerbittlich, und der spitzigste, verletzendste Berliner Witz kann ihm nichts anhaben, wenn er einmal im Aufziehen ist. Es ist dieß auch die einzige Rache, die er nimmt, denn vom Duelliren hat er keinen Begriff und würde es für Spaß nehmen, wenn man ihn im Ernst forderte. Die edle Fechtkunst ist übrigens in Wien so selten, daß man sich dort durch eine Herausforderung nur lächerlich machen würde. In den schlimmsten Fällen wendet man sich an die Polizei, und diese zapft den Geldbeutel des Schuldigen zu Gunsten der Armen so derb, daß derlei Wunden meist schmerzlicher werden, als die im Duell erhaltenen. Nur im Militär ist diese Art der Ehrenrettung gebräuchlich, obwohl die schärfsten Verbote dagegen bestehen.

Von dem körperlichen Zustande des Wieners ist in Bezug auf Solidität der Waare nicht viel Aufhebens zu machen; seine Form betreffend kann man aber behaupten, daß

sie in der Regel wohlgebildet sey. Ein schlanker, schmächtiger Wuchs von ziemlicher Höhe, wenig Fleisch oder üppige Fülle ohne kräftige Muskulatur, ein weißer, feiner Teint, schwach geröthet, braune Haare, selten blonde, meist graue oder braune Augen, starker Haarwuchs und feine, edle Kopf- und Physiognomie-Bildung sind in der Regel alle körperlichen Vorzüge des Wieners. Mit den Zähnen ist er meist schlecht bestellt. Die Haltung seines Körpers ist nachlässig, aber nicht gemein, sein Schritt schnell und leicht, seine ganze Tournüre ungezwungen und von Natur zierlich.

Wie sich ein Wiener Dichter über das Heimweh aussprach (S. Gedichte von Franz Ernst Scherer. Als Festgeschenk für teutsche Frauen. Wien, bei Schaumburg und Comp. 1830.), dürfte wohl hier am rechten Orte stehn.

1.

Die Stunden verrauschen, es jubelt die Lust,
Es waltet die Freude in jeglicher Brust;
Nur ich steh' so einsam und träume,
Und träume:
O wär' ich daheime! —

Es laden die Becher voll Frohsinn mich ein,
Es locken die Mädchen hinab mich zum Reih'n,
Ich höre sie locken, und säume,
Und säume, —
O wär' ich daheime! —

Wie munter der Walzer zum Ringeltanz klingt,
Wie fröhlich das Mädchen der Bursche umschlingt,
Das seh' ich so Alles, und weine,
Und weine, —
O wär' ich daheime! —

Es ist doch daheime nicht schöner als hier,
Auch liebt man mich dort kaum halb so wie hier, —
Und doch, was ich denke und träume,
Ach träume,
Ist: Wär' ich daheime!! —

2.

Des Schmiede-Gesellen Sehnsucht.

Es wird mir der Hammer so schwer in der Hand,
Ich kann ihn beinah nicht erschwingen,
Seh' ich vorüber im Mieder und Band
Ein Mädchen die Werkstätte springen.
Es mahnt mich an's friedliche Heimathland,
Das rosige Mieder mit lichtblauem Band,
Es tragens die Mädchen daheime,
Und Eine, —
Ach, wohl ist's der Brust nur daheime! —

Daß in Wiens Nähe das Heimweh auch zu Verbrechen verleiten konnte, beweist folgender von Dr. J. Zangerl, k. k. Schloßarzt zu Schönbrunn, erzählter psychologisch merkwürdiger Fall. (Medicinische Jahrbücher des k. k. östreichischen Staates; herausgegeben von Stifft und Raimann. 15r Bd. IV. Stück. Wien, 1834. S. 597—605.) Ein Mädchen, 9½ Jahr alt, wurde nach Ernstbrunn als Kindermädchen vermiethet. Bald darauf vom Heimweh geplagt, bat es um Entlassung, und da ihm diese verweigert wurde, lief es zur Mutter und erklärte derselben: daß es vor Sehnsucht nach der Heimath sterben müsse. Die Mutter schickte die Tochter, die weder über den Dienst, noch über die Dienstfrau klagen konnte, mit dem Befehle zurück, daß sie nur in dem Falle, wenn das ihr übergebene Kind sterben sollte, nach Hause kommen dürfe. Einige Tage später ward das dieser Wärterin anvertraute Kind von Krämpfen befallen und starb desselbigen Tages. Am andern Morgen schnürte das Kindermädchen ihr Bündel, um sich nach Hause zu begeben. Die Dienstfrau gab das nicht zu, und als am folgenden Tage die Mutter nach Ernstbrunn kam, ertheilte sie der Tochter die Weisung, zur Wartung eines dreijährigen Knaben noch ferner in dem Hause zu bleiben, ohnerachtet sie klagte, weinte und der Mutter vorwarf, nicht Wort gehalten zu haben. — Dieß geschah Sonntags, und Montags früh brach auf eine völlig unerklärbare Weise in einem von der Wohnung nur wenige Schritte entfernten Stalle Feuer aus, welches jedoch gleich gelöscht wurde.

— Am Dienstag Vormittags fand die Mutter ihren dreijährigen Knaben, den sie vor Kurzem ganz gesund dem Kindermädchen übergeben hatte, blau und erstickt auf dem Bette liegen. Das Mädchen wurde verhört und sagte aus: „In Ernstbrunn gefiel es mir nicht; ich sehnte mich nach meinen Eltern. Ich wußte, wenn das kleine Kind stürbe, ich nach Hause gehen dürfe; daher legt' ich ihm ein Tuch um den Hals, schnürte es zusammen, bis es ganz blau ward; allein das Kind erbarmte mich, ich nahm das Tuch wieder ab, aber das Kind bekam Krämpfe und starb. Da ich auch jetzt nicht nach Hause gehen durfte, legte ich im Stall neben unserm Hause Feuer an, in der Hoffnung, daß, wenn Haus und Kind verbrannt wären, diese Leute kein Kindermädchen mehr brauchten. Da aber auch dieß nicht gelang, so legte ich den Knaben auf's Bett, deckte sein Gesicht mit Polstern zu und setzte mich darauf, bis es sich nicht mehr rührte (!!). — Dieses Mädchen, welches in fünf Tagen zwei Kinder ermordet, einmal Feuer angelegt hatte und nicht die geringste Reue zeigte, sondern sich ganz unbefangen benahm, fragte: warum man es nicht zu seinen Eltern gehen lasse? hatte von der Dienstfrau das beste Zeugniß in Hinsicht seines herzlichen und liebevollen Benehmens gegen ihre Kinder. — Es war selten in die Schule geschickt worden, im Unterricht daher ganz zurück geblieben, verrieth übrigens die schärfste Beurtheilung und ein für sein Alter ungewöhnliches Talent.

Dieser Fall bestätigt, daß das Heimweh bei Kindern unter Anderm auch Veranlassung zur entschuldigenden Brandstiftung werden könne (nach Masius), wenn es einen gewissen Grad erreicht hat. Das sehnsüchtige Verlangen nach dem elterlichen Hause kann nämlich, besonders bei schwächlichen oder im Dienste hart behandelten Kindern, einen nahe an Melancholie gränzenden schwermüthigen Zustand, der mit beängstigenden Gefühlen verbunden ist und sich durch das stille, in sich gekehrte Wesen solcher Kinder, häufiges Weinen, unruhigen Schlaf, Abmagerung zu erkennen giebt, hervorbringen. So kann nun auch der Gedanke, durch den Anblick einer großen Flamme die innere Angst zu bekämpfen, bei einem solchen

Kinde aufsteigen und zu einem unwiderstehlichen Drange werden, der endlich in eine unfreie Handlung übergeht. Da, wo man dieses in andern Fällen der Art bemerkte, entwichen die Kinder wirklich nicht, fühlten sich aber, nach ihrer Aussage, von der heftigen Angst befreit. Oder aber das Heimweh kann auf andere Art auf die Seele zurückwirken, einen heftig gereizten Gemüthszustand, Zorn und Trotz bei dem noch ohne die gehörige Ueberlegung handelnden Kinde erregen, und so die Idee der Brandstiftung als eines Mittels, aus dem verhaßten Dienste zu kommen, hervorrufen — die dann in dem gereizten, wenigstens an Unfreiheit gränzenden Zustande ausgeführt wird. Das Heimweh hat aber bei weitem nicht immer solche Wirkungen auf das Gemüth, und der kindischen Einfalt stellt sich das Feueranlegen blos als ein Mittel dar, um aus dem Dienste entlaufen und zu den Eltern zurückkehren zu können.

Auch zum Selbstmord führt das Heimweh; und dann kann es, als eine der wirksamsten Ursachen von Melancholie, Verwirrung, Wahnsinn und tödlicher Abzehrung, zurechnungsfrei machen, z. B. in nachstehendem Falle.

Vor mehreren Jahren nämlich versuchte ein Soldat im Großherzogl. Infanterie-Regiment zu Rostock, sich das Leben zu nehmen. Sein Strafurtheil fiel dahin aus, daß er drei Tage hinter einander durch zweihundert Mann Gassenlaufen sollte. Noch frühzeitig genug wurde Josephi (S. dessen Militär-Staatsarzneikunde) davon benachrichtigt, und da er diesen Menschen als einen wegen eines wahrhaften Heimwehs Schwermüthigen kannte, so hielt es derselbe für seine Pflicht, sich unaufhaltsam für ihn zu verwenden, und die Strafe des Gassenlaufens wurde von seinem eben so gerechten als menschenfreundlich gesinnten Landesherrn in eine angemessenere Festungsarreststrafe verwandelt.

Die Nostalgie kann, wie das Hinausweh, nur dann, wenn es im ausgebildetsten Grade zugegen und der Trieb wirklich so stark ist, daß die Herrschaft der Vernunft unterliegt, die Zurechnungsfähigkeit aufheben.

Zur Verhütung des Heimwehes unter den Soldaten räth Retzius (Forsök till en Handbok uti Mili-

tär-Hygienen, Stockholm 1821.): bei der Bildung von Compagnien oder Bataillonen dahin Rücksicht zu nehmen, daß diese möglichst aus den Bewohnern einer Provinz oder eines Districtes zusammengesetzt seyen, und daß man Offiziere aus denselben gebürtig, an die Spitze derselben stelle. Auch empfiehlt er zu diesem Zwecke die Musik und den Gesang für die Soldaten sehr.

In seiner Nachbildung (Morbus simulatus, fictus) verunglückt gewöhnlich das Heimweh. Es ist nicht möglich, den trüben, schmachtenden Blick, das Trauernde in den Gesichtszügen, die freiwillige Hingebung, die stumme Gleichgültigkeit gegen alles, was der einzigen, geliebten Vorstellung fremd ist, und die naive, plötzlich wach werdende Freude bei dem Anblick eines Gegenstandes, der sie erneuert, und bei der Aussicht zur Erfüllung des heißen und geheimen Wunsches, wie sie bei dem an dieser verzehrenden Krankheit Leidenden gefunden werden, nachzuahmen. Der durch das Heimweh Niedergedrückte magert ab, und als Skelet geht er seinem Grabe entgegen. Der, welcher es nachzubilden sucht, gedeiht wie zuvor und bleibt bei Kräften. Der Puls erleidet keine Veränderung.

Steyrer und Kärnthner oder Illyrier.

Die Steyrer haben um die 2268 Fuß über dem Meere liegende Stadt Judenburg mit Schnee bedeckte Berge (unter welchen sich der 1280 Klafter hohe Eisenhut auszeichnet), im Norden die majestätisch sich erhebende Felsenkette vom Dachstein (Thorstein), der höchsten Bergspitze, dem riesigen Grenzstein des Steyerlandes mit seinen Gletschern 9491 Fuß über dem adriatischen Meere, bis an den Stoder (S. Weidmann's Darstellung aus dem Steyermärk'schen Oberlande, Wien 1834.); die 8803 Fuß über dem Meer erhabene Hochwildstelle, von wo aus man das ganze Emsthal und Radstadt bis nach Admont, die prächtige Ruine von Wolkenstein ꝛc. erblickt; an dem nördlichen Theile ihres Landes überhaupt ein sehr gebirgiges und rauhes, an dem südlichen ein mildes und fruchtbares Land, das nach Ungern und Croa-

tien lebhaften Handel treibt, indeß die durch die karnischen Alpen von Italien getrennten und mit ihrem meistens gegen Westen sich erhebenden gebirgigen Lande an Tyrol stoßenden Kärnthner nach Deutschland und Italien handeln. — Die ganze stille Alpengegend um Schladming, Ramsau ꝛc. im steyerschen Oberlande, mit ihrem romantischen Charakter, ist die Heimath vieler Sagen. Die mächtigen verfallenen Halden und Stollen, die tiefen Alpenwälder, das geklüftete Gebirge lieferte der Phantasie der guten Aelpner reichen Stoff zu Mythen und Sagen. Er schafft Zauberbäume, von schwarzen Hunden bewachte Goldlacken, bevölkert das Gebirge mit Waldweibern und Gnomen, läßt nächtliche Elfentänze halten und in dem Spiegel des Giglachsee's Nixen ihr Wesen treiben, Drachen, Lindwürmer, Schlangen (Gleckwürme) und dergleichen Mißgestalten in des Urwalds Tiefen sich sonnen, wie die dort sogenannten Wegnarren, die Salamander. Genug um anzudeuten, daß auch um diese stillen Thäler das Mährchen und die Legende ihre goldene Zauberkette schlingt.

Bären, Gemsen, Wölfe, Luchse und vorzüglich große Gemsgeyer bewohnen die östlich des Schladmingersteigers liegenden Alpen.

Eine ächt nationelle Fröhlichkeit und tiefe Gemüthlichkeit spricht hauptsächlich sich aus in dem Charakter der Bewohner der Thäler vom Steyermärkischen Oberlande, besonders von der — von jenen den Murboden vom Ennsthale trennenden Hochgebirgen umgebenen — Sölk, wo die Gebirge meist bis auf halbe Höhe mit Wald bedeckt sind, dann die Alpenweide kommt und endlich der Fels seine kahlen Zinnen in die blaue Luft streckt und die Gegend reich an — mit der höchsten pittoresken Schönheit prangenden — Seen ist. Umgeben von einer ernsten, großartigen Natur, von den Schrecken der Elementarereignisse durch ein Leben der fortgesetzten Beschwerden und Gefahren gehend, erhält der fröhliche Sinn der Bewohner jener Thäler doch stets sein Recht.

Gefahrvoll ist das Leben des Bewohners der Alpen, wie es der der Ebenen nicht kennt, denn die Erd- und Schneelawine brauset herab, die entfesselten Gebirgsbäche rauschen von

ihnen, vernichten dort oft Erndte, Haus und Menschen. Die Sennerin in ihrer zwar romantischen, aber oft ihr Unheil bringenden Einsamkeit der Alpe fühlt oft ihr Herz belastet mit den Sorgen für die ihr anvertrauten Thiere. Nicht selten fand Manche bei der lebensgefährlichen Beschäftigung des Gleckschneidens (des Mähens der reichen aber schwer zu erklimmenden Grasstellen auf den höchsten Alpenspitzen), wie der Jäger, den furchtbaren Tod des Abstürzens von den unwegsamen, zackigen Gipfeln und Klippen.

Die Stille und Ruhe auf diesen Alpenhöhen trägt einen wahrhaft erhabenen Charakter und jedes fühlende Herz wird davon ernst, doch wohlthuend, ergriffen. Jeder Gedanke an die Sorge, an den Kummer, der in den untern Regionen die Seele quält, mildert sich hier zum sanften Empfinden. Frei wird der Geist und frei die Brust.

Der Bewohner des flachen Landes kennt keine Form des mit einer Reihe von Schrecken und Gefahr verbundenen, aber auch nicht den Genuß des fröhlichen älplerischen Lebens, wenn es unversehrt durch diese Schrecken schreitet, nicht den wahrhaft romantischen Geist desselben, welcher so mächtigen Einfluß, diesen einfachen Gemüthern unbewußt, so gebieterisch äußert, daß die Anhänglichkeit des Aelplers an den Boden der Heimath zum Sprichwort geworden ist. Unerträglich ist demselben das Leben in den monotonen Ebenen, die ihn mit einer unnennbaren, unbesiegbaren Sehnsucht nach seinen Alpengipfeln erfüllt. Die majestätischen Erscheinungen der Alpenwelt sind ihren Bewohnern unentbehrlich geworden und nichts vermag ihnen dafür Ersatz zu leisten. Nur auf seinen heimischen Höhen, in seinen Thälern fühlt er sich heiter und glücklich. Nichts vergällt ihm dort das Leben auf diesen Höhen, ihrem Schöpfer sich näher haltend. In der Anschauung der Natur und ihrer ganzen Größe und Erhabenheit füllt sich die Seele mit den süßesten Empfindungen. Selbst die körperliche Erschöpfung nach angreifendem Wege wird vergessen in den mächtigen Eindrücken, welche der Geist dort em-

pfängt. Der Jäger und Hirt vergißt gern die Beschwerden und Gefahren eines Tages in einem Viertelstündchen wohlerrungener Lust.

Wie bei allen Hirtenvölkern, so auch dort, ist die Hinneigung zu Liebe, Tanz und Gesang vorherrschende Leidenschaft, so wie die kriegerische Uebung des Scheibenschießens — die Lust der männlichen Bevölkerung. Zahllose Gesänge und Lieder verklingen auf den Gebirgen, wenn die Alpenzeit die Höhen bevölkert hat. Sie sind von verschiedener Art und Weise, zum Theil Wechselgesänge, welche eine ganz besondere Wirksamkeit auf den Hörer äußern. Ein kadenzirter Ruf giebt z. B. zu erkennen, daß die Senndin (dort Brentlerin genannt) eine ihrer Freundinnen oder Nachbarinnen zu solchem musikalischen Gespräch auffordert. Hierauf folgt sodann in raschen, halb gedehnten, halb scharfen Tönen und vernehmlichen Worten eine Art von Recitativ, bald einen Gruß, einen Vorwurf, eine Einladung, ein Mährchen oder die Schilderung der Leiden und Freuden der Alpenzeit darstellend. Sobald die eine Sängerin pausirt, fällt die andere ein, und so wechseln sie an heitern Tagen Stunden lang ihre Gefühle und Empfindungen über breite Klüfte hin, welche die Alpentriften trennen.

Von diesen Wechselgesängen verschieden ist das Jodeln (Johlen, Dudeln), welches sich zu den Wechselgesängen verhält, wie die Pantomime etwa zum Drama. Wenn diese Laute schon nicht von Worten begleitet werden, so ist es doch nicht möglich, ihren jedesmaligen Charakter und die Empfindungen, welche ihnen zu Grunde liegen, zu verkennen. Reich und mannichfaltig sind diese herrlichen Alpenmelodien und von einem wahrhaften Zauber auf Ohr und Herz, die Harmonie ist voll und so zu sagen überschwellend, besonders wenn nach einem kurzen Solo die zweite und dritte Stimme einfällt. Wenn mehrere Sendinnen beisammen sind, so dudeln sie gewöhnlich in zweien. Sind Bursche in der Nähe, so fällt bei jeder Pause immer einer mit einem helltönenden Jauchzen ein, vom höchsten Tone bis zur tiefsten Cadenz herabfallend. Oefters jedoch hört man von einzelnen Sendinnen herr-

liche Gesänge. Weidmann fand, daß die ältern Sendinnen die ausgezeichnetsten Sängerinnen sind und die jüngeren weit überbieten. Seiner Meinung nach behauptet der Nationalgeist der Obersteyermärker unter all den Tänzen aller Völker einen vorzüglichen Rang. Er hat Volkstänze gesehen und beobachtet, von den Karpathen bis an die Pyrenäen, hat die Masurka und den Fandango, und was zwischen ihnen liegt, auf nationeller Erde tanzen sehen, doch bei keinem jener Tänze den eigenthümlichen Eindruck empfunden, als bei den steyermärkischen. Die süßen Tändeleien der Liebe mit der ansprechendsten Simplicität, und dem Ausdruck einer unaussprechlichen Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit bilden seinen Charakter. Eben so originell und charakteristisch, wie die Form des Tanzes, ist die Melodie desselben. Sie athmet einen ganz eignen Geist. Die Violine ist das Ton angebende Instrument, aber das sogenannte Hackebret und die Baßgeige müssen unerläßlich ihre Gefährten seyn. Auch muß der Vorgeiger einen gewissen Strich, ein gewisses Tempo beobachten, welches durchaus eigenthümlich ist. Dieser Tanz hat daher auch seine eigenen Componisten und Virtuosen, deren man in allen Thälern im Enns- und Murrthal findet. In der regen Fröhlichkeit und Seligkeit, welche dieser Tanz in allen Gemüthern entflammt, wenn seine Laute die Hütte durchhallen, pflegen die Tänzer auch hierbei Lieder, die sogenannten Basseln, zu improvisiren, meist nur in einer Strophe mit zwei Reimen bestehend, und höchst interessant, als Fulgurationen eines wahrhaft poetischen Geistes und Sinnes, meist scharf, treffend bezeichnend und genial. Nur das eigne Anschauen und Anhören kann einen deutlichen Begriff dieser älplerischen Lust geben; dem Worte ist die erschöpfende Schilderung durchaus unmöglich, da der Geist nur im Ton und Lied sich klar ausspricht.

Steyermärker und Kärnthner sind ein echt lyrisches Völkchen. Ueberall Tanz, Sang und Klang, und so wie die Steyerer eigene Tänze (Ländler) und Volkslieder haben, so auch die Kärnthner. Mehrere in Musik gesetzte kärnthnische Tänze theilte ich schon früher in meiner weiter

unten erwähnten Reisebeschreibung mit; Professor von End macht in Sartori's malerischen Taschenbüchern Lieder aus Kärnthen bekannt; Ziska und Schottky: östreichische Lieder mit ihren Singweisen, nämlich die in der Gebirgskette, die sich um Wien im Halbkreise lagert, in jenen lachenden Thälern, deren sanfte Schönheit den Besuchenden tief ergreift, wo die deutsche Vorzeit aus schmalen Burgfenstern herab blickt und des Weinstocks süße Frucht schimmert, in den Schluchten der Brühl und Sulz, in den Thälern von Laab, Breitenfurt und Kaltenleitgeben bis an des Schneeberges Grenze hin und auf der Fläche, die weit ausläuft gegen Ungern. — Der Klang der Singweisen ist stark, frisch und oft jubelnd, und verräth mit dem ersten Tone seine Heimath, das Gebirge, aber auch zugleich sein frühes Alter; sie haben durchgehends gleichen Tonfall, drei Viertel Takt in acht Abschnitten. Daß dieser Rhythmus aber zugleich dem sogenannten Deutsch-Tanzen zum Grunde liege und mit dem Rhythmus der Nibelungen, der alten dänischen, englischen und deutschen Volkslieder zusammentreffe, wodurch die frühe Entstehungszeit dieser Weise beurkundet würde, ist eine gewagte und falsche Behauptung. Aber einen feststehenden Typus haben sie, wie jene alten Lieder, insgesammt. Der Geist dieser Lieder (ihrer Worte) selbst ist ein sehr froher. Alles neigt sich zur Lebenslust hin und zum Scherze; doch überall leuchtet dabei die Gutmüthigkeit und das Natürliche hell durch und die Liebe überschwebt das Wort in mancherlei Gestalten, z. B.:

Du Diarnd'l, du liab's,
Hast a Gescherl a sieß's
Hast a Leiberl a wäiß's
Und a Hearz'l a trai's!

Das Heimweh eines Steyermärkers.

Wo i geh und steh
Thut mas Herz so weh
Und in Steyermark das glaubt mer g'wiß,
Dort wo's Stuzerl knallt
Und der Gamsbock fallt,
Wo mei guter Herzog Johann is.

O das is a Freud,
Meine lieben Leut,
Wenn der Bua so zugazt in der Woat,
Wo der Hirsch nur springt
Und die Schwagrin singt,
Das in Bergen holtert, weit und braat.

Wer die Gegend kennt,
Wo mers Eisen zerrennt,
Wo die Enns daher rauscht mitt'n im Thal,
O vor lauter Lust,
Schlagt an da die Brust,
Wie alles lebt so lustig überall.

O i sieh mi no
Recht vergnügt und froh,
In mei Gemsberg auf die Alm'n geh,
Mit an frischen Muth,
Und a Steyern Hut,
Oft so stolz, wie a Kegel oben steh.

In an Steyern G'wand
Auf der Felsenwand,
Wenn i da mei Herzog Johann sieh.
O das is a Freud,
Meine lieben Leut,
Ka Wunder was, wenn ih's Hamweh krieg.

Steyermärker und Kärnthner sind leicht dem Heimweh unterworfen. In einem in Sachsen von den Steyermärkischen Alpensängern Joseph Theuerbach, Heinrich Helbig und Michael Reinfarth gegebenen Concert wurden die Klänge im Heimweh, das schmachtende Verlangen, das wehmüthige Sehnen nach den heimischen Bergen, so glücklich in die Töne verwebt und ausgeführt, daß es auch jede Brust bewegte. Wie schmelzend waren die Klänge beim Anhören dieser das Heimweh betreffenden Nationalgesänge, die durch Lieblichkeit, innige Naivetät des Vortrags, Reinheit und Umfang der Stimme und harmonisches Ineinandergreifen wahrhaft überraschten! Ich träumte mich, wie einst in meinem Blüthenalter, wieder unter jene heitern Bergbewohner, wo idyllisch zerstreute Baumgruppen und Trif-

ten durchzogen werden, wo der Bergstrom in den Thalgrund niederstürzt, und das Lied der Hirten von den Alpenhügeln belauscht und nachgesungen wird.

Entzückt von den genannten Ländern, äußerte sich Weidmann a. a. O. in seiner Dedication an den Erzherzog Johann von Oestreich:

Wie eine Braut so freundlich im reichen Myrtenkranz,
In festlichen Gewanden, in hoher Schönheit Glanz,
So grüßten mich die Alpen, wie oft ich kam und ging
Und Glück und Frieden fand ich in ihrem Zauberring.

Und wenn die Welt mich kränkte, wenn trüb mein Auge war,
Dann stieg ich auf die Höhen, wo Gemse weilt, und Aar,
Dort war mir frei der Busen und ruhiger das Herz,
Denn oben war nur Friede und unten blieb der Schmerz.

So inn'ger stets befreundet, ward mir das schöne Land,
Wo ich so heitre Fluren, so biedre Menschen fand,
In deren Hütten heimisch, ein Geist der Väter blieb:
Die Redlichkeit und Treue, die Eintracht und die Lieb'.

Wie sind so sehr die Berge und ihre Matten grün,
Wenn angehaucht vom Odem des Lenzes sie erblüh'n!
Vom Felsen hoch, entfesselt, rauscht dort der Wasserfall,
Melodisch grüßend klinget der Heerden Glockenschall.

In Liederklängen wird sich die Senndin froh bewußt;
All überall ist Leben, all überall ist Lust,
Und kräftig ist dieß Leben und diese Lust so rein
Wie Morgenroth und Sonne, wie Mond und Sternenschein!

Kärnthner.

Da fast noch keine einzelnen Fälle von Heimweh unter Kärnthnern bekannt sind, so werden nachstehende vielleicht sich einer gütigen Aufnahme zu erfreuen haben.

Ein vielseitig gebildeter lutherischer Geistlicher in Kärnthen folgte im Herbste des Jahres 1815 einem ehrenvollen Rufe in seine Heimath, eins der sächsischen Herzogthümer, um desto lieber, da er, seines bis dahin stattgefundenen interessanten und angenehmen mehrjährigen Aufenthaltes in Be-

nedig und Triest, in Feldkirch, Zlan und St. Peter im Feld in Ober-Kärnthen ohngeachtet, sich doch auch wieder in die Gegend zurück wünschte, wo er geboren war.

Seine ebenfalls gebildete Gattin, Tochter eines, einen bedeutenden Handel treibenden, sehr geachteten Bürgers, obgleich in Feldkirchen, einem nach Norden oberhalb dem schönen Ossiacher See gelegenen von circa 700 Menschen bewohnten freundlichen Marktflecken in Ober-Kärnthen geboren, also da, wo schon zu Zeiten der Römer eine Stadt, das alte Santicum stand, wo einst (1334) Margarethe Maultasche mit ihren Tyrolern und Böhmen gegen die Kärnthner eine Schlacht gewann, in welcher von letztern 2000 Mann auf dem Schlachtfelde blieben — folgte mit ihren beiden in Kärnthen gebornen Kindern ihrem Gatten in das sächsische Land und nahm ein — ohngefähr 20 Jahr altes — kärnthnisches Mädchen, die Tochter eines Ackerbauers, mit, welche ihr bis dahin als Kindermädchen gedient hatte.

Die ersten 4 Wochen brachte die Familie und gedachtes Kindermädchen im Kreise der Eltern und Geschwister des Geistlichen in einer Landstadt zu, wo man an den beiden Kärnthnerinnen, der Herrin und Dienerin, keine besondere Verstimmung wahrnahm. Blos nach der Ankunft in dem Dorfe, wo gedachter Geistlicher als Pastor angestellt ward, fühlte die Herrin, obgleich glücklich verheirathet und von ihren geliebten Kindern umgeben, allerdings auch nicht wenig Sehnsucht in die südliche Heimath, ohnerachtet jenes in einem höchst romantischen, langen und ziemlich breiten Thale liegt, mit einem durch schöne Wiesen sich windenden, oft mit vielen Flößen belebten Strome, mit Saatfeldern, nicht unbedeutenden mit Wäldern von Laub- und Nadelhölzern versehenen Bergen umgeben ist, von den Höhen derselben in das auf- und abwärts sich ziehende Thal, wie auf die Gebirgskette des Thüringer Waldes freundliche Blicke gewährt. Allein sie söhnte sich bald mit der Gegend und deren Umgebungen aus, unter Anderm wahrscheinlich auch deshalb, weil sie späterhin in den durch die Thalsohle sich bildenden Wiesen wie in den daraus von ihnen in einigen Terrassen empor steigenden gleichförmi-

gen Bergwänden und auf der Höhe mit Buchen und Kiefern gekrönten bedeutend sich ausbreitenden Flächen, manche Aehnlichkeit mit lieblichen Gegenden der Art in ihrem Vaterlande fand. Nicht aber so das Dienstmädchen, welches traurig wurde und, nachdem sie an den gewöhnlichen Zufällen des Heimwehes sichtbar gelitten, fast unaufhörlich geweint hatte, so fühlbar von der Sehnsucht nach Ober-Kärnthen ergriffen ward, daß sie ohngefähr nach vierwöchentlichem Aufenthalt in jenem Dorfe, bei Nacht heimlich das Pfarrhaus verließ, fast an allem Nothwendigen, Geld ꝛc. Mangel leidend, dennoch zu Fuß, des Weges beinahe gänzlich unkundig, die gegen 100 Meilen weite Heimath aufsuchte und ohngefähr nach 4 Wochen in derselben glücklich anlangte, dort wieder froh und glücklich ward und späterhin sich mit einem Landgeistlichen verehlichte.

Im Jahre 1823 wurde ein zweiter — auch in einem der sächsischen Herzogthümer geborner — Geistlicher, welcher in Kärnthen eine Stelle bekleidete und ebenfalls eine Ober-Kärnthnerin geheirathet hatte, in sein Vaterland als Landgeistlicher berufen. Seine zwar junge aber kinderlose Gattin, welche ihm dahin folgte, empfand bald auf das furchtbarste alle Qualen des Heimweh's, zumal der neue Wohnort derselben weit weniger Einladendes an sich und in seinen Umgebungen hat, als der des Erstern. Doch auch diese stillte ihre Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande dadurch, daß sie es einigemal wiedersah und dann in das Geburtsland ihres Gatten wieder zurückkehrte.

Auch ich überzeugte mich einst bei einer Reise durch Illyrien von dem Romantischen vieler der dortigen Gegenden (selbst von dem der eigentlichen Heimath der drei genannten Kärnthnerinnen), bestieg unter mehreren hohen Alpen in Kärnthen besonders die eine gegen Abend, während goldumglänzte Wolkenbilder weit hin über's Thal zogen, dann die höchsten Gipfel krönten, erreichte sie in der Dämmerung, als kurz vorher der letzte Sonnenblick durch die kühlen Waldesschatten gebrochen, nun diese geflohen waren und still vereinigt standen, es immer stiller und einsamer auf den Höhen und auf den

Triften wie im Thale ward. Nur einige herumirrende Rinder unterbrachen noch durch ihr Blöken und den Ton ihrer anhängenden Glocken die überall herrschende feierliche Stille. Aber einige Stunden nach Mitternacht, während meine Reisegefährten unter freiem Himmel schlummerten, — das Schwarz der tiefsten Nacht den Abgrund des unter meinen Füßen liegenden dunkeln Thals deckte, die ganze Natur im Todesschlaf zu liegen, die ganze Welt mir eine schauerliche Einöde zu seyn schien, nur das ferne Rauschen dem Weltmeere zueilender Flüsse noch die ewig thätigen Kräfte der Schöpfung kund that, setzte mich ein colossalischer Arm des ungeheuren Granitäquatos von Süd-Europa mit allen seinen Reizen und Schrecken in Erstaunen. Nicht lange nachher geriethen plötzlich die höchsten unter den unzähligen Spitzen dieser Alpenkette, diesen Urzeugen der Welt, in helle Gluth, die über und über gerötheten Schneekuppen traten aus dem Dunkel des Grundes in die helle grauende Luft heraus. Bald hierauf hob nach allen Himmelsgegenden hin eine Felspyramide nach der andern ihr Purpurgewand aus der Todesstille der Thäler heraus: der heilige Berg, der berühmte Luschari, der Roßkobel, der Mannhardt, die Romundaberge, das große Horn des Terglou (10,000 Fuß), der majestätische am äußersten Ende des Möllthales liegende, zugleich Kärnthen, Tyrol und Salzburg in einer Höhe von fast 13,000 Fuß über der Meeresfläche begrenzende, das Schreckhorn in der Schweiz und den Pico von Tenneriffa an Höhe übertreffende Großglockner, diese Zierde des norischen Gebirges. Genug, da ich einst die Ober-Kärnthner, die Tyroler, Salzburger und Italienischen Alpen mit ihren von den Sonnenstrahlen zurückgeworfenen blitzenden Kristallformen des Schnees und Eises, und nun auch die glänzenden Landseen von Unter-Kärnthen, die lang gestreckten Schatten der daran stehenden Bäume und Thürme, das blühende Lavant- und Rosenthal, wie den schönen Wörthsee mit dem herrlichen Maria-Loretto vor mir ausgebreitet sah, — so wundere ich mich, seitdem mir jenes Land solche unbeschreiblich großartige, hinreißende Ansichten gewährte, nicht

mehr, wenn Kärnthner in fremden Landen das Heimweh ereilt, wenn das idyllische Leben, besonders in diesem Theile von Illyrien, die Phantasie des einen Mädchens so sehr rege hielt, daß sie in jener ihr ganz fremdartigen sächsischen Gegend sich durchaus nicht acclimatisiren konnte, sondern schnell in ihr bezauberndes Vaterland entfloh.

So groß aber auch die Anhänglichkeit des Kärnthners an den vaterländischen Boden ist — denn Solcher, die freiwillig das heimathliche Zenith verließen, um in fernen Erdgegenden sich festzusetzen, giebt es sehr wenige —; so reuet es doch hingegen auch (nach Sartori's Reisen durch Oestreich) viele nach Kärnthen gezogene Franken, Sachsen ꝛc., ihren heimathlichen Boden verlassen zu haben, denn

Sie möchten lieber, eh' in die Schattenwelt
Elysiums der selige Geist sich senkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmlische Träume das Haupt umschwebten.
Der Bach der Blumenwiese, wo sie als Kind
Violen pflückten, murmelt melodischer
Durch Erlen, die ihr Vater pflanzte,
Als die karinthische Silberquelle.
Der Hügel, wo die jauchzende Knabenreih'
Sich um den Stamm der blühenden Linde schwang,
Entzückt sie höher, als der Alpen
Blendende Gipfel im Rosenschimmer.

Militärärzte versichern, daß junge Kärnthner ihren Sterz, Mais und ihre Hirse in den Kasernen außerordentlich vermissen. Um ihnen ihren Zustand erträglicher zu machen, müssen sie öfter von ihren Angehörigen besucht oder auf Urlaub entlassen werden. Am Anfange des Jahres 1806 starben viele waffenfähige Neulinge in kroatischen Lazarethen an der Stärke des Heimwehes, denn die Entfernung aus ihrem Vaterlande (Kärnthen) geschah zu unverhofft und schnell. Das Lob, welches das Hohenlohe-Bartensteinische Infanterieregiment im Schlachtfelde bei Caldiero von Sr. kaiserlichen Hoheit dem Generalissimus, Erzherzoge Carl, erhielt, war nicht im Stande gewesen, sie auf-

zurichten. Schon Verhovitz erklärt in seiner diss. de nostalgia das Heimweh für eine den Kärnthnern eigene Krankheit.

Wahr ist es, tritt man von Steyermark aus in Unter-Kärnthen ein, z. B. in das himmlische Lavantthal, Kärnthens Campanien, so wird man durch dieses fruchtbare, schon in den ältesten Zeiten das Paradies von Kärnthen genannte, hoch über der Oberfläche des adriatischen Meeres, von hohen Alpen eingeschlossene Thal tief ergriffen durch die Schönheit und Fruchtbarkeit desselben, wie durch den es bewohnenden wirklich schönen Menschenschlag. Betrachtet man an heitern Tagen, wie ich es im Sommer 1795 that*), Klagenfurts Umgebungen, namentlich von der Gegend des Kirchhofs aus, so erblickt man die majestätischen Zinnen der Kärnthnerischen Gebirge, vergoldet durch den Schimmer der Sonne, unantastbar den Stürmen der verschlingenden Zeit. Wie die ägyptischen Ruinen vor dem Bewunderer der Größe der Vorwelt, liegen unter den Füßen des ernsten Denkers die Helden ausgespielter Rollen im großen Menschendrama; um und um schwillt in wallenden Saaten die üppigste Kraft, aus der sich das Leben der neuen Geschlechter fortspinnt. Werden, Seyn und Tod schlingt sich freundlich in einen dichterischen Kranz. (Sartori.)

Erhöht man seinen Standpunkt durch das Besteigen des Thurmes der Stadtpfarre zu Klagenfurt, so gewährt jede Seite desselben ein ganz eignes Tableau. Im Westen erhebt sich über den Spiegel des vier Stunden langen Wörthersees — (wo man auch ¼ Stunde westlich von Maria-Wörth die Schlangen- oder Einsiedler-Insel erblickt — ein mit dem Seespiegel so eben liegendes freundliches Eiland, daß die Bäume aus dem See hervorzuwachsen scheinen) — die pyramidalische Villacher Alpe. Dörfer und Hügel mit ihren Kirchen verdoppeln ihr Bild in dem blauen Email des Sees. Im Vordergrunde liegt, an waldige, schwarze

---

*) S. J. H. G. Schlegel's Reise durch das mittäg. Deutschland ꝛc. Mit Kupfern. Gießen und Wetzlar. Zweite vermehrte Auflage. 1807.

Hügel gelehnt, der kahle Calvarienberg zur Rechten, zur Linken ein Theil der schroffen Caravancas, die sich im Aether verlieren. Mit einem Blicke übersieht man hier die Kette der uranfänglichen Gebirge im Norden des Sees, und die 1000 Klafter hohen Kalkgebirge im Süden. Im Osten liegt die Ebene, bis Völkermarkt hin, ausgebreitet in blauer Ferne. Villen und Dörfer und Wälder schattiren das große Landschaftsgemälde, in welches die lange Allee, die gegen Ebenthal, einem Lustorte der Klagenfurter, führt, eine Regelmäßigkeit bringt, die mit den wilden Scenen doppelt gereihter Caravancas, über welche der die Grenze zwischen Kärnthen und Krain bildende Loibl sein beschneites Haupt erhebt, malerisch contrastirt. Im Norden steigen amphitheatralisch Hügel an Hügel empor, bis zu den ewig beschneiten Granitgebirgen in dunkler Ferne. Blühende Haidekornfelder, wechselnd mit dem Grün der Hopfenfelder, des türkischen Korns und der Hirse; Wiesen, Aecker, Wälder, Schlösser, Dörfer und die Kirchen auf dem Gipfel des Ulrichsberges, des Berges von Maria Saal, die im Jahre 1334 von Margaretha (Maultasche) belagerte, von Ritter Schenk mit 300 Mann vertheidigte, unüberwundene Festung Osterwitz auf ihrem Felsenberge, die weiße Heerstraße, die sich über das Zollfeld und das von Attila zerstörte Virunum der Römer hinschlängelt, gewähren diesem Tableau einen Reichthum von Mannichfaltigkeiten, der ganz mit dem großen Style desselben im Einklange steht. Im Süden thürmen sich über die Ebenen, welche die Drau durcheilt, und über die waldigen Hügel, die ihre Ufer beschatten, die schroffen Wände der Caravancas. Ihre zackigen, grotesken Gipfel glänzen im Schimmer des ewigen Schnees in der Mittagssonne. Das Auge schwelgt in der Mannichfaltigkeit der Formen und Umrisse dieser Zinnen der Erde, die eine Mauer von 20 Meilen bilden. Ja sie erscheinen selbst dann nicht minder schön, wenn die riesigen Nebel hinziehen an den gewaltigen Höhen und in fabelhafte Gestalten sie einhüllen und umlagern.

Wird sich wohl nun Jemand noch wundern, sobald dem im fremden Lande, zumal aus Zwang als Soldat, befindli-

chen Kärnthner, seine Phantasie solch ein Panorama und seine dort zurückgelassenen Lieben vor die Augen führt, das Fremdland ihm überdem gegen seine freundliche, traute Heimath nichts bietet: wenn es ihn mit nie gefühltem Sehnen mächtig dahin zurückzieht?

Tyroler.

Sie bewohnen bekanntlich ein Land, in welchem sich eben sowohl mit ewigem Schnee und Eise bedeckte Berge, Fernen genannt, befinden, auch einer der höchsten Europa's, der höchste in Deutschland, welcher sich aus einer „am Ende der Welt" genannten schrecklichen Einöde 14,466 Fuß hoch erhebt, als auch fruchtbare Gegenden, z. B. die die Kette der Tyroler Alpen umgebenden, schöne Thäler einschließenden Mittelberge, wie der seines köstlichen Weins wegen berühmte Flecken Tramin im Botzner Kreise, und die in einer herrlichen Gegend liegende Stadt Meran, mit ihrem vortrefflichen Obst- und Weinbau.

Die Einwohner des Ober-Innthaler- oder Imbster-Kreises treiben Kanarienvögelzucht und einen ausgebreiteten Handel mit diesen Vögeln nach Rußland und der Türkei.

Die Bewohner des Grödner Thals, das man nicht weit von der in einer fruchtbaren Gegend liegenden Stadt Claussen findet, verfertigen aus Holz, besonders aus dem vom Zirbelbaum (Pinus cembra), viele Waaren.

Diese Grödner sind fast allenthalben etablirt, in Spanien, wie in Italien, sonst sogar in Nordamerika. Dort handeln sie zwar mit ihren schön gearbeiteten Holzwaaren, kehren aber doch zuletzt in ihr Grödner Thal zurück, getrieben durch die unbezwingbare Sehnsucht in die magische Heimath.

Die Volkslieder der Tyroler, im Auslande von ihnen gehört, erregen heimische Ideen, folglich auch Heimweh; nagende Sehnsucht nach ihrem einfachen Alpenleben, reinen Bergluft, gewohnten Speisen und gewohnten Freiheit. Die, wie

es Fremden vorkommt, rauhe Alpenluft, nach der sich der Tyroler sehnt, wie das Kind nach der Muttermilch, ist ihm nur frische Luft, denn er ist von Jugend auf abgehärtet.

Das Liedchen:

Wie da Mon so schün scheint
Und da Nachtvogel singt,
Und wie wirds lustig seyn
Bald mei Bua kümmt!

oder:

Uf'm Berg bin i gsässa han d' Vögle zu'gschaut,
Hönt g'sprunge, hönt g'sunge, hönts Nästli gebaut —
Do kummt nu der Hansel, do zeig i em froh,
Wie sie's macha, mer lacha, und machens au so!

vermag Heimweh zu erregen, wie der Kuhreihen bei den Schweizern und das

Wissi Mädi mit dem Kühli
samt dem Stirli
es das ganze Ländli voll. —

Dem obersten Feldarzte der Armee, Hofrath Dr. Isfordink, (s. dessen Militärische Gesundheitspolizei, mit besonderer Beziehung auf die k. k. östreichische Armee) gab seine frühere feldärztliche Laufbahn als Oberarzt bei den Tyroler Feldjägern beim Ausmarsche aus Tyrol oft Gelegenheit, die Erscheinung des Heimwehes zu beobachten. Häufig hörte er bei den Compagnien die Klage, daß dieser oder jener Mann seit einiger Zeit zu Nacht öfters aufstehe, im Zimmer herumwandle, und auf die Frage: was er mache? noch schlafend antwortete: er sey zu Hause. Weckte man diese Menschen aus dem Schlafe, so erwiederten sie froh: es habe ihnen geträumt, sie seyen in der Heimath. Einige Male wurden ihm solche Leute zur Untersuchung, ob sie nicht krank seyen, vorgeführt; allein er konnte nie eine Spur von Krankheit an ihnen bemerken; sie schienen mit ihrem Loose vollkommen zufrieden; aßen mit gleichem Appetit, verriethen im Umgange mit ihren Kameraden nichts Scheues oder Fremdes; aber gewöhnlich 2 — 3 Monate nach diesen Nacht-

wandlungen wuchsen sie mit Heimweh dem Spitale zu. Diese Beobachtung des Nachtwandelns, als Vorbote des Heimwehes, erschien damals als etwas Neues. — Vielleicht könnte dem wirklichen Ausbruche des Heimwehes dadurch begegnet werden, wenn man derlei Leute einige Zeit auf Urlaub nach Hause ließe, wenigstens sollte solchen Nachtwandlern der Urlaub nicht versagt werden. Wenn sich irgend Spuren von Heimweh bei den Rekruten zeigten, so sollte strenge verboten werden, dieses Wortes auch nur zu erwähnen; überhaupt wäre jede Anregung hievon in der Armee, sowohl schriftlich als mündlich, ganz zu unterdrücken. Seitdem das Beurlaubungssystem in der östreichischen Armee eingeführt ist, gehört das Heimweh unter die seltenen Krankheiten.

Dr. Joseph Zangerl, ein geborner Tyroler, erzählt in seinem Schriftchen über das Heimweh folgende Fälle von seinen Landsleuten:

Ein Wiener Großhändler ließ vor mehrern Jahren 12 junge Tyroler aus ein und demselben Dorfe nach Wien kommen, um sie in einer Fabrik zu beschäftigen. Alle bekamen das Heimweh und kehrten nach 14 Tagen in das heimathliche Gebirge zurück.

Im Jahr 1816 suchte ein angesehenes Handlungshaus in Wien einen Lehrling, der ein Tyroler seyn sollte. Der Erwählte war ein 15jähriger, kraftvoller, gesunder Bursche, von dürftigen Eltern, aus einem der kümmerlichsten und schauerlichsten Thäler seines Vaterlandes. Ohne Schmerzen verließ er diese magern, vaterländischen Felsen, in der angenehmen Hoffnung, einst ein reicher Kaufmann zu werden. Allein kaum war er einige Tage in Wien, so begann die so heftig kontrastirende Lebensart in ihm die stille Sehnsucht nach seiner Heimath rege zu machen. Er suchte diese Gefühle im Aufkeimen zu ersticken, wagte sie kaum sich selbst zu gestehen, viel weniger einem Andern zu entdecken. Bald aber war er nicht mehr mächtig genug, sie zu bezwingen; er fing an verdrießlich, nachdenkend, traurig zu werden, magerte ab und verlor seine gesunde Farbe. Mehrmals fragte ich ihn um die Ursache die-

ser Erscheinungen, stets antwortete er blos mit einem Strome von Thränen. Gegen sein Haus führte er nicht die geringste Beschwerde. Nach 4 Wochen stieg seine Sehnsucht auf's höchste. Er äußerte sich, er könne außer seiner Heimath nicht mehr leben, und wenn man ihm nicht die Entlassung ertheile, so werde er unvermuthet davon gehen. Er wurde also entlassen. Drei Monate nachher fand ich ihn in seinem Vaterlande als Ziegenhirt, ganz vergnügt stieg er mit seinen Ziegen auf den steilsten Bergen herum. Er bereuete auch vor einem Jahre, da ich ihn als Bauernknecht wieder sah, seine Rückreise nicht.

Ein junger Tyroler wurde in seinem 15. Lebensjahre von seinem Vater, einem dürftigen Bauer, in eine der schönern Städte am Rhein begleitet. Der Zweck der Reise war, diesen jungen Menschen seinem Oheim, einem sehr reichen Kaufmanne, zuzuführen und ihn der Handlung zu widmen. Der Oheim war über seinen rüstigen Neffen erfreut und bot alles auf, um ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. So lange der Vater gegenwärtig war, blieb auch alles in guter Ordnung. Allein gleich nach dessen Heimreise erwachte in seinem Sohne das heftigste Heimweh. Die Ergözzungen der Stadt waren weit entfernt, ihm die vaterländischen Gefilde vergessen zu machen, sondern steigerten seine Sehnsucht auf's höchste. Er trat allein die Rückreise nach Tyrol an, und lebt seitdem vergnügt und zufrieden in der größten Einfachheit als Bauernknecht in seiner Heimath.

Ein interessantes Beispiel von dem Eindrucke der Melodie des Kuhreihens sah Dr. Zangerl an einem vornehmen Tyroler, der in Wien im Theater an der Wien bei Anhören des Kuhreihens (S. Musikbeilage: Kuhreihn, Nr. V.) in Wilhelm Tell eine Ohnmacht erlitt, und von einem heftigen Heimwehe befallen wurde. In der trefflichen Introduction von der Oper „Wilhelm Tell," Musik von Rossini, gleitet die Sehnsucht mit ihrem elegischen Schmerzgefühl leise über die Empfindungen und versetzt im Geiste uns in Helvetiens Zaubergefilde. Das Finale ist ein Meisterstück. Gefühl und Wahrheit tönen aus Tells Recitativen und ergrei-

fend wirkt das Andante in F moll — (dem Tone des Jammers, der Schwermuth und der Sehnsucht nach dem Grabe) — wie er sein Kind segnet.

Bei den Tyrolern bringt oft ihr Alpenlied, das sogenannte Jodeln und dergl., die schlummernde Sehnsucht nach dem Vaterlande zum Ausbruche. Oft reicht bei ihnen sogar das Anhören einer Maultrommel, das Tönen einer sogenannten Schwegelpfeife — was sich bei der einsamen Stille auf den Alpen ganz anders ausnimmt, als unten im Thale; das von nahe gelegenen Bergen vernommene Jauchzen, der Ton der Schellen, womit das Vieh auf den Alpen behängt wird, ja wohl gar der Anblick vaterländischer Thiere, der Nationaltracht ꝛc. — hin, das Heimweh zu erregen. — Ein junger Tyroler versank beim Anblick der malerischen Brühl zwar nicht in Heimweh, aber doch in eine vorübergehende Schwermuth.

In dem hier beigefügten, „Tyroler Heimweh" überschriebenen, Liede wird man die in diesem Zustande vorherrschenden Empfindungen und dringenden Wünsche eben so wahr, als lebhaft und innig ausgesprochen finden.

Schweizer.

Unter den Schweizern plagt das Heimweh die Appenzeller fast noch häufiger, als die übrigen Alpenbewohner, wenn sie von ihrem Vaterlande entfernt leben. Diese eigene und heftige Krankheit ist erst genauer bekannt worden, seitdem die Eidgenossen ganze Regimenter ihrer Landsleute in den Sold fremder Mächte gaben; ihr Name allein zeigt dessen Ursprung in der schweizerischen und vielleicht selbst appenzellischen Mundart an. Der Appenzeller nennt seine Wohnung, sein Haus, nebst den Wiesen umher, welche dazu gehören, nie anders, als „mein Heim, Heima, Heimel," d. h. angenehm seyn, wie mein Heime. — Diese Gemüthskrankheit ist zwar keineswegs den Schweizern allein, sondern der ganzen menschlichen Natur eigen, und es ist lediglich die Schuld der Beobachter, sie nicht vor jener Epoche oft genug gesehen und von andern Krankheiten unterschieden zu haben. Indeß

bot sich wohl nie die vielfache Gelegenheit dar, so auffallende und wiederholte Beobachtungen über diesen sonderbaren Krankheitszustand anzustellen, als seitdem viele Tausend Bewohner der höchsten Gebirge Europa's dem einfachen Hirtenleben entsagten, und fern von den Ihrigen und ihren Heerden, unter fremden Himmelsstrichen die Künste des Mars zu üben begannen. Das Vaterland hat die Undankbarkeit seiner Kinder schrecklich gerächt; denn wie mancher kräftige Alpensohn ist an dem Heimweh in's Grab gesunken! (S. Ebel's Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. Leipzig, 1798. Erster Theil. S. 408 u. f.)

Man hat überall Gelegenheit, zu bemerken, daß Kinder und junge Personen, wenn sie ihr elterliches Haus verlassen und unter fremden Menschen leben müssen, anfangs leicht in Traurigkeit versinken. Dieser Zustand, den man allgemein Heimweh nennt, kann keinen Begriff von derjenigen Heimsehnsucht geben, wovon hier die Rede ist. Diese befällt nicht blos erwachsene Männer, sondern selbst solche, die weit über das Jünglingsalter hinaus sind, und erscheint als eine Schwermuth, die in kurzer Zeit die auffallendsten und zerstörendsten Wirkungen im Körper äußert. Die furchtbare Heftigkeit, in welcher die Krankheit sehr oft bei den schweizerischen Regimentern beobachtet worden ist, und welche sie immer annimmt, wenn die Ursache derselben einen hohen Grad erreicht, unterscheidet sie wesentlich von jeder andern Art der Melancholie. Soll dem Arzte nichts wichtiger seyn, als die wahren Ursachen aller Erscheinungen des menschlichen Körpers auszuspähen, so müssen diejenigen besonders seine Aufmerksamkeit verdienen, welche, wie das Heimweh, zu einer Klasse von Krankheiten gehören, deren Quelle keineswegs in dem gewöhnlichen Gebiete der sinnlichen Erforschung, sondern in dem wunderbaren Bewegungsspiele des Gehirns liegt. Die eigenthümliche Thätigkeit dieses Organs aller Ideen und Empfindungen äußert auf den Körper einen so allgemeinen Einfluß, und seine Wirkungsart spielt in der ganzen organisirten Maschine eine so außerordentliche und einzige Rolle, daß der Arzt wie der Erzieher und Moralist, sich nie über die gemeine Linie erhe-

ben können, so lange sie nicht Psychologie in enger Verbindung mit Physiologie als Grundwissenschaft ihres Studiums unablässlich erforschen. Ueber das Wesen des Heimwehes bleibt alles dunkel, wenn nicht die dabei sich ereignenden Erscheinungen mit der Fackel der Seelenkunde beleuchtet werden. Die Ursache dieser Krankheit liegt weder in der Entbehrung der gewohnten Bergluft, Lebensart und Tracht, noch in einer instinktartigen Vorliebe für das Geburtsland, sondern einzig und allein in jenem Empfindungszustande der Seele, den wir durch Sehnsucht bezeichnen. Vielerlei Dinge können Gegenstände heftigen Verlangens werden; aber nur wenige giebts, welche dasselbe auf solchen Punkt erhöhen, daß auffallende Störungen in der Gesundheit des Menschen daraus erfolgen.

Die Wirkungen tiefer, unbefriedigter Sehnsucht auf den Körper sind immer die nämlichen, der Gegenstand davon sey, welcher er wolle. Ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit desselben lassen sich daher mit Recht alle diejenigen Krankheiten, deren Quelle jenes alles verzehrende Gefühl ist, in eine Klasse setzen, denn in ihren Erscheinungen, ihrem Verlaufe, in ihrem Ausgange und ihrer Behandlungsweise sind sie sich ganz gleich. Diese merkwürdige Krankheitsursache läßt sich im allerhöchsten Grade nur bei Personen beobachten, welche am Heimweh leiden, oder von heißer Liebe für ein anderes Wesen, dessen Besitz ungewiß, vielleicht gar unmöglich ist, entbrannt sind. Der einzige Unterschied, welcher zwischen beiden so verwandten Gemüthszuständen waltet, zeigt sich nur in der Heftigkeit ihrer zerstörenden Wirkungen. Wer würde nicht glauben, daß die unbefriedigte Sehnsucht, welche aus der mächtigsten und brennendsten Leidenschaft des Menschen entspringt, das Lebensprinzip am fürchterlichsten angreifen müsse? Und doch lehrt Erfahrung das Gegentheil. Die Schwermuth der an Liebesehnsucht Kranken stürzt bisweilen nach kurzer Zeit ins Grab, gewöhnlich aber in Wahnsinn oder in langwierige am Ende zum Tode führende Krankheiten, da hingegen Heimsehnsucht alle Lebenskräfte zu Boden wirft,

fast ganz mit der Physiognomie einer bösartigen Nervenkrankheit erscheint, und unausbleiblich immer in wenigen Wochen tödtet, wenn nicht das einzige und unfehlbare Heilmittel angewandt wird.

Nicht alle Menschen haben die Anlage, in den Zustand der Sehnsucht zu gerathen. Die Grade der Empfindungen sind an Lebendigkeit, Stärke und Dauer fast so verschieden, wie die Einzelwesen selbst. Tiefe, anhaltende und alles beherrschende Gefühle, ohne welche Sehnsucht nie statt findet, entspringen nur da, wo große Kraft wohnt, und diese ist nicht das Eigenthum Vieler.

Zu geringe oder zu leichte Beweglichkeit des Seelenorgans schließt durchaus jede Stetigkeit der Empfindungen aus. Personen phlegmatischen und sanguinischen Temperaments werden daher nie an Sehnsucht leiden, oder gar sterben. Nur solche Gemüther, in denen Stille und Ruhe wohnt, welche mehr in als außer sich existiren, welche für alle Empfindungen des Wohlwollens äußerst empfänglich sind, denen die Liebe, Freundschaft und Zuneigung anderer Wesen Bedürfniß ist, und deren innerer Sinn mehr die Gefühle des Herzens ausbildet, als in dem unaufhörlich wandelbaren Gaukelspiele der Imagination lebt, nur solche sanft melancholische Gemüther sind vorzüglich dazu geeigenschaftet, unter gewissen Umständen in den höchsten Grad von Sehnsucht zu sinken. Ueberall giebt es Menschen von dieser Gemüthsbeschaffenheit, (ob sie gleich bei manchem Volke häufiger als bei dem andern stattfindet,) und überall können daher Beobachter das moralische Phänomen der Sehnsucht und die daraus entspringende Krankheit wahrzunehmen Gelegenheit haben.

Sobald sich der Mensch über die Linie der bloß thierischen Natur erhebt, wird ihm eine edlere Thätigkeit nothwendig. Verstand, Einbildungskraft und Herz beginnen dann eine Wirksamkeit, die nie wieder aufhört, durch ihre Dauer immer mächtiger und zur Existenz unentbehrlich wird. Selten arbeitet der Mensch an übereinstimmender Ausbildung dieser Kräfte, aber immer und gewiß sucht er auf einer dieser Uebungsbahnen Nahrung für seine Seele. Unermeßlich ist das Gebiet, welches

dem Verstande und der Einbildungskraft offen steht, und hier ist nie Mangel an immer neuem Stoff zur genußvollsten Thätigkeit möglich. Wo der Verstand hingegen ungebildet und unentwickelt bleibt, oder nicht die gehörige Richtung erhält, um in höherer Geistesbeschäftigung unwiderstehlichen Reiz zu finden, und wo die Seele bloß in Gefühlen des Herzens ihren einzigen Genuß zu suchen gewohnt ist, da entsteht leicht unerträgliche Leere, Sehnsucht, Wahnsinn und Tod, wenn die Gegenstände dieses Genusses oder dieser Thätigkeit entzogen werden. Die Bewohner nördlicher Länder und hoher Gebirge, die mit jenen gleiches Klima genießen, entbehren im Allgemeinen lebendige, bewegliche und für Alles leicht empfängliche Imagination. Dagegen sind aber alle Gefühle des Herzens bei ihnen stark und anhaltend. Diese, wie alle ihre Gewohnheitsempfindungen, bleiben desto tiefer in ihrem Gemüthe eingewurzelt, und zeigen sich desto mehr als unentbehrliches Bedürfniß für sie, je weniger ihre Einbildungskraft bereit ist, die Eindrücke neuer Gegenstände mit Begierde zu suchen, aufzunehmen und zu verarbeiten. In dieser Gemüthsbeschaffenheit liegt daher nothwendig die stärkste Anlage zum Heimweh. Auch bestätigt dieß die Erfahrung hinlänglich; denn alle nordischen und Gebirgsvölker sind dieser Krankheit weit mehr als die südlichen Völker, und diejenige Klasse besonders ausschließend im höchsten Grade unterworfen, welche von jeder Geistesausbildung entblößt, und für Alles, was Verstand und Einbildungskraft reizen und in Uebung setzen kann, wenig oder gar nicht empfänglich ist. Sobald Menschen dieser Art aus dem Kreise ihrer Familien und aus dem Schooße ihres einfachen Lebens gerissen werden, mangelt ihnen Stoff und Nahrung für innere Seelenthätigkeit, und die Entbehrung ihres gewohnten und einzigen Genusses weckt das Verlangen darnach nur immer stärker und stürzt sie am Ende in Heimsucht.

Diese psychologischen Bemerkungen werden über die allgemeinen Ursachen des Heimwehes hinlängliches Licht verbreiten. Wo sich zu diesen noch andere besondere Ursachen gesellen, da erscheint diese Krankheit desto schneller und heftiger. Da alle diese Umstände bei den Gebirgsvölkern der Schweiz zusammen-

treffen, so muß nothwendig bei ihnen die Anlage zu jenem Gemüthszustande in dem hohen Maaße stattfinden, wie die Erfahrung bewiesen hat. Die Natur, welche den Alpenbewohner umgiebt, rührt seine Sinne von der zartesten Kindheit an auf eine außerordentliche und mannichfaltige Art. Sowohl die Bilder dieser Eindrücke, als auch alle andere Genüsse, welche durch Gleichzeitigkeit an diese Naturscenen geknüpft sind, bleiben unauslöschlich. In der Einsamkeit und im ruhigen Schooße einer schönen Natur leben alle Empfindungen des Wohlwollens auf. Das Bedürfniß ihrer Befriedigung fühlt im hohen Grade der Aelpler, welcher mit seiner Familie von andern abgesondert wohnt, und alle Sommer einige Monate allein unter seiner Heerde auf den Gebirgen zubringt. Sein Herz kettet sich daher innigst an Alles, selbst an leblose Dinge. Je einsamer und einfacher er lebt, je beschränkter seine innere Selbstthätigkeit ist, je weniger seine Seele von Begierden und Leidenschaften bewegt wird, desto empfänglicher ist sein Herz für jeden Eindruck, der auf Empfindung wirkt. Entfernt von aller Entwicklung der höhern Geisteskräfte, mangeln ihm vielseitige Berührungspunkte für die Dinge in der Welt; Gefühle sind ihm daher die Hauptquelle des Genusses. Seine Familie, seine Kühe, Ziegen, Wiesen und Alpen, diese einzigen Gegenstände seiner Liebe, seiner Vertraulichkeit und Aufmerksamkeit, werden der ausschließliche Kreis, in welchem sich alle Empfindungen, Wünsche und Vorstellungen tausendfach verflechten. Sein Heim schließt also Alles in sich, was von der frühsten Jugend an ihm Freude und Vergnügen gab, seine Phantasie mit den Bildern der süßesten Erinnerungen füllt, und die ganze Summe dessen enthält, was ihm als Lebensgenuß unentbehrlich geworden ist. — Die Viehzucht gewährt dem Hirten ohne Sorge und große Mühe die nothwendigen Bedürfnisse. Der Heerden Wanderungen aus den Thälern nach den Gebirgen, und von den Gebirgen nach den Thälern erfrischt das Leben des Aelplers durch stete Mannichfaltigkeit und erfüllt seine Seele mit frohem und freiem Sinn. Ueberall begegnet ihm in seinen Nachbarn, in seinen Landsleuten der freundliche, wohlwollende Blick eines Verwandten; denn in diesen hohen

Gebirgsgegenden, wo sich die Eingebornen seit Jahrhunderten ausschließend unter einander verheiratheten, umschlingen Familienbande bisweilen die Bevölkerung ganzer Gemeinden. Ueberhaupt herrscht unter den Gebirgsschweizern, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft, ein herzliches, biederes, kräftig treues Wesen im Umgange, welches der Alpensohn so wenig irgendwo wieder findet, als die politische und bürgerliche Freiheit, welche er im unumschränktesten Grade genießt. Auf diese Art machte häusliche, bürgerliche und politische Lage den Alpenbewohner nach Maßgabe seiner Ausbildung zum glücklichsten Europäer. Darf man sich noch wundern, daß er, von seinem Vaterlande entfernt, so häufig in heftige Heimsehnsucht verfiel? Läßt sich eine grellere Abwechselung des freiesten, glücklichsten Zustandes denken, als der Gebirgsschweizer erfährt, wenn er aus seinen Gebirgen, aus seinem luftigen Heim auf einmal in eine Kaserne gesperrt, in alle Formen des Soldatendienstes gezwängt, und der steten Strenge pedantischer Aufseher und Zuchtmeister unterworfen wird? Und zwar in einem Lande, wo Menschen, Sprache, Sitten, Lebensart, wo Alles ihm fremd ist; er bleibt daher ohne Berührung, Antheil und Mittheilung; nichts führt ihn aus sich heraus. Alles treibt ihn in seine Lieblingsgefühle zurück. Er entbehrt, was seinem Herzen, seiner Phantasie theuer ist, Alles, was Gewohnheit ihm zur andern Natur gemacht hat, und findet nirgends Gegenreiz oder Ersatz für den außerordentlichen Verlust. Nothwendig verfolgt ihn nun Langeweile überall. Seine Seele lebt nur in den Bildern der Vergangenheit, und das Gefühl des Entbehrens wird immer schärfer. Mitten unter fremden Menschen, die er nicht liebt, und die für ihn nicht die mindeste Neigung, Freundschaft und Herzlichkeit hegen, überfällt ihn fürchterliche Leere. Er glaubt sich ganz allein, verirrt in einer unbekannten Welt, wo Alles um ihn her Wüste scheint. Auf diesen Punkt gelangt, erwacht das Verlangen nach seinem Heim mit Flammenhelle; alle andere Ideen und Empfindungen verlöschen, und die ganze Seelenkraft ist in dem einzigen Gefühle der Heimsucht zusammengedrängt.

Ganz anders ist es, wenn der Alpenbewohner in dem

Auslande seine gewohnte Sennenbeschäftigung fortsetzen kann, oder wenn sein Geist durch irgend einen Gegenstand in Thätigkeit gesetzt wird. Vor vielen Jahren ließ man eine Menge Entlibucher nach Paris kommen, um in dessen Nähe eine große Schweizer-Sennerei zu betreiben. (S. 738. von Blumenbach's Med. Bibliothek. 1r Band. Göttingen, 1783.) So lange sie mit der Viehzucht und Milcharbeit beschäftigt waren, befanden sie sich wohl; sobald aber die Sennerei ins Stocken gerieth, überfiel sie Langeweile und Heimweh. Eben so ging es einigen Lappländern, welche der König von Schweden dem König von Spanien mit mehrern Rennthieren zuschickte. So lange diese Thiere lebten, waren die Lappen in Madrid gesund; wie aber jene starben, so stürzte diese der Verlust ihrer Gefährten und ihrer Beschäftigung in Heimweh, wovon sie das Opfer geworden wären, hätte man sie nicht in ihr Vaterland zurückgeschickt.

Die vom Fischfang elend lebenden Lappen haben ihre Hütten am Meeresgestade, essen im Sommer frische, im Winter aber nichts als getrocknete Fische, und aus Wasser, Fichtenrinde und Rennthiertalg bestehende Suppe. Die Rennthierlappen kochen alle Mittag und Abende Rennthierfleisch, genießen dieses und davon bereitete Fleischbrühe, mit dicker Rennthiermilch, Roggen- oder Hafermehl zusammengequirlt. Im Winter haben sie, außer gefrorner Milch, Schneehühner, Auerhähne und andere wilde Vögel, und schießen wohl mitunter einen Bär. In diesen nördlichen Gegenden kommen Garten- und Küchengewächse nur schwer fort, doch werden die Erbsen noch zuweilen reif, auch gelbe Rüben, Kartoffeln und Meerrettig kommen vor, aber nur am Flusse hin; denn landeinwärts ist nichts, als ein ungeheurer, gränzenloser, nur hier und da von kleinen Seen unterbrochener, Wald.

Sobald es Frühjahr wird, verlassen die Lappländer ihre festen, gewöhnlich um eine Kirche herum stehenden, Wohnungen und treiben die Rennthiere nach dem Strande, um sie da sich recht satt im Meerwasser trinken zu lassen. Nun ziehen sie mit denselben in die ihnen so lieben Berge, je nachdem

der Schnee schmilzt. Hier leben sie nach ihrer Art recht glücklich.

Der Boden der Bewohner von Lappland, dieses sehr rauhen, kalten und gebirgigten, nördlichsten Landes in Europa, durch welches sich die Kette der nordischen Alpen mit ihren weit verbreiteten Aesten zieht, deren höchsten, nordwestlichen Gebirgen viele Bäche und Flüsse, an denen die Zelte der Lappen stehen, entströmen und sich in den Bothnischen Meerbusen ergießen, ist nur in wenigen Gegenden des Anbaues fähig. Strom aufwärts findet man zwar noch Fichten- und Kiefernwälder, es giebt aber auch dort desto mehr Gegenden, wo Tannen, Fichten und Birken nicht mehr gedeihen, und dann, sollte man glauben, könne sich auch im Menschen nicht mehr eine schöne Natur entwickeln, sondern die besseren Gefühle müßten untergehen im Kampfe mit Bedürfniß und Klima, denn nur wenige Punkte giebt es, wo man freundliche, von eingezäunten Kornfeldern und großen Heuhaufen im Sommer umgebene, Dörfer findet.

Daß nun diese ohne Ackerbau nomadisch fast nur von ihren Rennthieren, außerdem von Jagd und Fischerei lebenden Lappländer aus dem fruchtbaren — zwar in den mittlern Gegenden im Sommer durch den aus Afrika kommenden Solano (Südwind) mitunter sehr heißen, aber auch durch den von den Gallizischen Gebirgen kommenden, schneidend kalten Galego (Nordwind) abgekühlten, im Ganzen genommen doch — schönen Spanien in ihr — in den Augen der übrigen Europäer — grauenvolles Land mit heißer Sehnsucht sich zurückgezogen fühlen konnten, wer hätte dieß für möglich gehalten?

Einem am Heimweh leidenden Lappländer oder Samen, wie sie sich selbst nennen, würden daher folgende Worte des Dichters wohl wie aus der Seele geschrieben seyn:

Nach dir, geliebter Norden,
Zieht mich an allen Orten
Die Sehnsucht so den Busen schwellt.
Wann werd' ich dich erblicken,
Wo düst're Tannen nicken
Und ew'ger Schnee vom Himmel fällt?

Wo wild, mit Eis im Streite,
Das Meer braust durch die Haide,
Des Nordwind's rauhe Stürme weh'n,
Und blätterlose Haine,
Umwebt vom Nordlichtscheine
Im zweifelhaften Nebel steh'n.

Wo murrend weiße Bären
Durch's Eis zieh'n und in Heeren
Des Oceans Bewohner nah'n,
Im Schnee das Rennthier wühlet
Von Vögeln scheu umspielet,
Die nie den grünen Süden sah'n.

Wär' ich in meiner Hütte,
In meiner Kinder Mitte,
An meines treuen Weibes Herz!
Nur wenn ich euch kann sehen
Ihr eisbedeckten Höhen,
Nur dann entflieht der düst're Schmerz.

Alle Gebirgsschweizer, welche irgend eine Absicht, die ihre ganze Aufmerksamkeit beschäftigt, in andere Länder treibt, wissen sehr selten etwas von der Heimsucht. Die Bewohner des Kanton Glarus z. B., welche Blumenbach, indeß er die Appenzeller wegen ihrer drolligen Lebhaftigkeit mit den Gasconiern vergleicht, die Glarner aber mit einem gewissen andern — handelnd in der Welt verstreuten — Volke, befinden sich in diesem Fall, und machen hierdurch eine Ausnahme von allen andern Gebirgsvölkern der Schweiz.

Wenn man sie auch nicht der sie aus der Heimath lokkenden, fast allen Menschen angebornen Unart, das Ferne, Ungewisse immer schöner sich zu malen, als das, was sie besitzen, beschuldigen darf, so leiden sie doch unverkennbar an dem dem Heimweh entgegengesetzten Uebel, an der unwiderstehlichen Begierde und dem heftigen Verlangen, das Vaterland zu verlassen, in die Fremde zu gehen, also an der Apodemialgia (von apo, Demos und Algos), dem Hinausweh, der mit allen Zufällen des Heimwehs verbundenen Krankheit, bei welcher, wenn die Sehn-

sucht nach dem Auslande unbefriedigt bleibt, die davon Ergriffenen krank werden — (wie Hoyer z. B. in d. Act. Nat. Cur. Vol. III. Obs. 29. von einem sechzehnjährigen Jüngling erzählt, der die Goldarbeiterkunst erlernt hatte, nach ausgestandenen Lehrjahren eine brennende Begierde fühlte, zu reisen, als er aber dazu die Einwilligung seiner Eltern nicht erhielt, von einem bösartigen Fieber mit Irrereden, stumpfem Kopfschmerz, stinkendem Athem und Halsweh befallen ward, wogegen keine Mittel fruchten wollten. Sobald man ihm aber Hoffnung machte, daß er nach seiner Genesung reisen dürfe, erholte er sich zusehends und trat seine Wanderung gesund und munter an. An dieser Krankheit scheinen auch nur jene lernbegierigen, studierenden Jünglinge zu leiden, deren häusliche Verhältnisse ihnen nicht erlauben, auf fremden, entfernten Universitäten ihre Studien fortzusetzen und zu vollenden, dergleichen Hoyer mehrere an einer Melancholie leiden, andere vor Schmerz und Kränkung darüber abzehren und sterben, einige aber, deren Wunsch durch die Gunst eines Mäcenas erfüllt wurde, ihre Genesung erlangen sah.) — Die Glarner, von Handelsgeist beseelt und von Gewinnsucht gespornt, durchreisen alle Theile Europa's, und sind oft lange Jahre abwesend. Ueberall haben sie den nämlichen Zweck; überall verfolgen sie ihn unablässig und erhalten dadurch ihren Geist in steter Thätigkeit. Der Wunsch und die Hoffnung, durch Arbeit und Handel Vermögen zu erwerben, um dann im Vaterlande desto ruhiger und vergnügter zu leben, sind stets lebendiger als jedes andere Gefühl, und verhindern durchaus diejenige Lage und Stimmung, welche Heimweh erzeugt. Diese Stimmung kann aber auf der andern Seite bisweilen so stark seyn, daß der Gebirgsbewohner nur in geringer Entfernung von seinem Geburtslande, in der Schweiz selbst, von der Heimsucht überfallen wird. Unter mehrern Beispielen nennt Ebel a. a. O. den Pfarrer Schnider zu Schüpfen in Entlibuch, insofern derselbe einen Burschen in seinem Dienst hatte, welcher, wenn er ihn nur einige Meilen weit, z. B. nach Luzern, sandte, vom Heimweh so überfallen wurde, daß er jedesmal seine Geschäfte mit

der ängstlichsten Eile verrichtete und gewöhnlich denselben Abend wieder zurückkam, während man ihn erst den folgenden Tag erwartete. Alles, was bisher über diesen Gemüthszustand gesagt worden ist, erklärt hinlänglich diese Erscheinungen.

Giebt es eine äußere physische Ursache, welche zum Heimweh mitwirkt, so ist es nur diese einzige, daß der Alpenbewohner an die Formen und großen Zinnen der erhabenen Gebirge gewöhnt, unerträgliche Langeweile in der Einförmigkeit eines flachen Landes fühlt. Wer die mannichfaltige und außerordentliche Natur in den Alpen nicht genossen und bewundert hat, kann sich hierüber freilich keine Vorstellung machen. Als Thatsache kann ich versichern, daß nicht blos der Gebirgseingeborne, sondern selbst solche Personen, die nur lange in Alpengegenden gelebt haben, in ebenen Ländern von dem Gefühl der Leere und Langeweile überfallen werden, welches die Seele zwingt, sich in die Lieblingsbilder der Phantasie zu flüchten; der erste Schritt zur Sehnsucht nach dem Vaterlande.

Der geistvolle Friedreich (in s. gerichtlichen Psychologie v. J. 1835) sucht das Wesen der Nostalgie in einer psychischen Beziehung, insofern der in das Thal versetzte Gebirgsmensch sich auf einmal seinen ideellen Potenzen, der vorwaltenden Lichtsphäre entrissen fühlt und somit das Heimweh nichts anderes wäre, als Sehnsucht der Seele nach dem ideelleren heimathlichen Lande, nach dem der Seele verwandten Lichte, denn das sich Verwandte, das sich gegenwärtig Befreundete sucht sich in der Natur. — Das psychische Leben des Bergbewohners mit dem psychischen Leben des Thalbewohners verglichen, erscheint Jener als ein ideellerer, geisteskräftiger Mensch, wozu ihn der auf den Gebirgen vorwaltende Einfluß des Lichtes und des Sauerstoffprozesses stempelt. Die Geschichte zeigt uns hinreichend, was Großartiges und Geistigkräftiges ein freies Volk auf seinen freien Gebirgen zu vollenden vermochte; der Geist des Bergmenschen ist kraftvoll, wie es sein stämmiger Körperbau ist, und sein Wille ist frei. Doch muß man zwischen psychisch kräftig seyn

und der psychischen Ausbildung wohl unterscheiden; der Bergmensch ist psychisch kräftiger, als der Thäler, ohne gerade dessen psychische Bildung haben zu müssen, denn das Erstere ist das Produkt seiner ideelleren Gegend und seines ideelleren psychischen Lebens, das Letztere ist Resultat der Schule. Nicht jeder, der psychische Bildung hat, steht auch in demselben Grade auf einer Stufe von psychischer Kraft, von psychischer Freiheit, was uns die tägliche Erfahrung an einer Menge von Geschäftsmännern zeigt, die wohl recht tüchtig psychisch ausgebildet seyn können, dabei aber einen solchen bejammernswerthen Mangel von psychischer Kraft und Freiheit beurkunden, daß sie sich nimmermehr von den veralteten Dogmen und den durch eine bessere und lichtvollere Zeit längst verbannten Ansichten über Kirche, Staat und dergl. loszusagen im Stande sind: das sind die sogenannten gebildeten Philisterseelen.

Eben so muß nun auch das dem Gebirgsmenschen so eigenthümliche Leiden, das Heimweh, gedeutet werden; denn was man von dem Einflusse der veränderten Lebensweise, Nahrung, des mangelnden Umganges mit den Verwandten, Freunden u. s. w. als Ursache des Heimwehes des in das Thal versetzten Gebirgsmenschen angegeben hat, reicht nicht zu, diese Krankheit zu erklären. Wenn auch immerhin dem Gebirgsmenschen im Thale dieselbe Lebensart und mitten im Kreise der Seinigen, mit ihm Herabgewanderten zu Gebote stehe, so wird er doch früher oder später von der Nostalgie befallen.

Es bleibt mir nun noch übrig, von einer bekannten Gelegenheitsursache zu sprechen, welche durch ihr schleuniges Erwecken des Heimwehes äußerst auffallend und merkwürdig geworden ist. Wenn bei den schweizerischen Regimentern in Frankreich der Kuhreihen gespielt oder gesungen wurde, so zerflossen die Alpensöhne in Thränen, und fielen, wie von einer Epidemie ergriffen, haufenweise plötzlich in solche Heimsehnsucht, daß sie desertirten, oder starben, wenn sie nicht ins Vaterland gehen konnten. Diese außerordentliche Wirkung jener Alpenmusik ward der Grund, warum bei Todesstrafe verboten wurde, den Kuhreihen weder zu pfeifen noch zu singen. Dieses Gesetz hatte bis über die Mitte

des achtzehnten Jahrhunderts seine volle Kraft. Seit 30 Jahren ward es nicht mehr erneuert, theils weil die Gebirgsbewohner weit weniger als sonst in französische Dienste gingen, und die Schweizer-Regimenter größtentheils aus Eingebornen der flachen Schweiz, aus Elsassern, Lothringern und Deutschen bestanden, theils weil die Schweizer selbst nicht mehr so heftig und häufig ins Heimweh sanken, als ehedem. Bei den Regimentern, welche die Holländer in ihren Diensten hatten, fand ein ähnliches Gesetz nie statt, weil der Grund dazu wegfiel. Diese Regimenter waren aus Einwohnern der flachen Schweiz zusammengesetzt, bei denen der Kuhreihen unbekannt ist; dieser Gesang konnte also hier nie die Wirkungen, wie bei den Regimentern in Frankreich, hervorbringen, unter welchen sich sonst so viele Aelpler aus allen Theilen der hohen Gebirgsschweiz befanden.

In dem Gange und Ausdrucke dieses Gesanges läßt sich durchaus die Kraft nicht finden, welche im Stande sey, so außerordentliche Wirkungen hervorzubringen; auch rührt und bewegt derselbe keinen Menschen, der nicht Aelpler ist *). Diese Musik wirkt daher — wie etwa der Fandango auf Portugiesen und Spanier — nicht sowohl durch ihre Melodie und Harmonie, sondern hauptsächlich als Erinnerungs- und Erweckungsmittel aller Bilder, welche in der Phantasie dunkel schlummern. An diesen vaterländischen Gesang, den der Alpensohn von seiner zartesten Kindheit an hörte, den er selbst zu pfeifen und zu singen begann, so bald er als Knabe auf Hügel und Gebirge den Ziegen- und Kuhheerden folgen konnte, haben sich nach und nach alle Gegenstände geknüpft, welche nur je lebendig sein Gefühl berührten. Jedermann kennt die Allgewalt der Musik auf die Empfindungen, und ihre merkwürdige Kraft, alle Eindrücke, welche die Seele gleichzeitig mit derselben erhielt, in Feuerlebendigkeit urplötzlich aus dem Dunkel

*) Doch gewiß mit nicht seltnen Ausnahmen, da eben die Magie der Musik, die in diesen Melodien liegt, schon sehnsüchtige und wehmüthige Gefühle erweckt. S.

hervorzuziehen, in das sie gesunken waren. Kein Sinn wirkt so mächtig auf Gefühl und Phantasie, und giebt so lebendigen Genuß, als das Gehör. Unter allen äußern Eindrücken sind Töne die einzigen, welche am unmittelbarsten und schnellsten dem Gehirn mitgetheilt werden, und dessen innerste Fibern in allgemeine Schwingung setzen. Die feinere Anatomie, und besonders ihre neuesten Entdeckungen über die Gehörnerven, stellen die physischen Gründe hievon in ziemliches Licht. Es ist deswegen keineswegs zu verwundern, daß die einfache Musik des Kuhreihen, der die Sprache seines Geburtsortes so kraftvoll redet, wie ein Blitzstrahl auf die Seele des Gebirgsschweizers wirkt, die Bilder der Alpen, Schneeberge, Thäler und Heerden in täuschender Wahrheit vor seine Augen stellt, an alle Freuden und Genüsse, die ihm auf der hellen, heitern Bahn seiner Jugend im Schooße der Familie, der Heimath, des Vaterlandes blühten, in solchem Grade weckt, daß das zusammengedrängte Schmerzgefühl über den Verlust des ehemaligen glücklichen Zustandes überwältigend wird und die Heimsehnsucht plötzlich auf den höchsten Gipfel führt.

Selbst auf das Vieh äußert der Kuhreihen außerordentliche Wirkung. Wenn Kühe von Alpenzucht, aus dem Geburtslande entfernt, diesen Gesang hören, so scheinen ebenfalls alle Bilder ihres ehemaligen Zustandes plötzlich in ihrem Gehirn lebendig zu werden, und eine Art von Heimweh zu erregen; sie werfen augenblicklich den Schwanz krumm in die Höhe, fangen an zu laufen, zerbrechen alle Zäune und Gatter und sind wild und rasend. Dies ist der Grund, warum es in der Gegend von St. Gallen, wo häufig gekaufte Appenzellische Kühe auf Wiesen weiden, verboten ist, dort den Kuhreihen zu singen.

Um diese Alpen-Hirtenmusik beurtheilen zu können, muß man sie in den Gebirgen, an ihrem wahren Geburtsorte hören. Es ist unaussprechlich, welchen Reiz für das Ohr und für's Gefühl die einfachen Töne des Kuhreihens und die unter sich harmonischen Glocken in den hohen Gebirgen haben, wo die Luft so rein und elastisch ist, wo die Natur in ihrer Größe und Erhabenheit thront und eine allgemeine tiefe Stille

herrscht. Auf Saiteninstrumenten gespielt, verliert er seinen ganzen Ausdruck und seine Originalität. Nur Blasinstrumente sind im Stande, etwas von seinem Charakter hören zu lassen; am besten aber ist es, wenn man ihn singen oder auf der Flöte blasen läßt.

Die vier ersten hier mitgetheilten Alpengesänge (S. die Musikbeilage, überschrieben: „Der Kuhreihn“) hört man im Kanton Appenzell. Nr. I. ist der Kuhreihen der Appenzeller Sennen. Nr. II. der des Handbuben, oder des Burschen, der dem Sennen bei allen Arbeiten an die Hand geht. Nr. III. ein altes Melklied in Appenzell. Nr. IV. der Appenzeller Locker oder Ruguser, womit die Kühe wie mit dem Kuhreihen gerufen werden. Nr. V. der Kuhreihen der übrigen deutschen Gebirgs-Schweiz, eine Probe von den Hirtengesängen, welche man im Innern den Ruguser nennt. Die Mädchen singen ihn oft Stunden lang mit steten Veränderungen; dann sagt man: „die Mädchen rugusen.“ Die Töne dieser Ruguser werden nicht blos in der Kehle gebildet, so wie die des Kuhreihen, sondern die andern Theile des Mundes tragen dazu bei, daher gleichen sie dem Gesange der menschlichen Stimme. Nr. VI. ist ganz anderer Art, denn er hat wahre Melodie, wird in den Gebirgen um den Pilatus auf dem großen Alphorn geblasen, das vier bis zwölf Fuß lang ist und einen sehr tiefen, durchdringenden Ton giebt, welcher das Melancholische dieses Kuhreihen vermehrt. Nr. VII. ist der von J. J. Rousseau in seinem dictionnaire de Musique bekannt gemachte Ranz de Vaches, welcher im Pays de Vaux und auf dem Theil des Jura, wo die Einwohner französisch sprechen, gesungen und geblasen wird.

Das Alphorn hat in den Schweizer Hochgebirgen (Malerische Reise durch die Schweiz, vor und nach der Revolution. Jena, 1805.) außer Anstimmung des Kuhreihen, noch einen anderen feierlichen und religiösen Gebrauch. Nämlich wenn die Sonne im Thal untergegangen ist, und nur noch am Gipfel der Schneeberge das himmlische Licht schimmert, dann ergreift der Hirt, der am höchsten auf den Alpen wohnt, sein Horn, und ruft durch dieß

Sprachrohr: „Lobet Gott den Herrn!“ Alle Hirten in der Nachbarschaft, so wie sie diesen Schall vernehmen, treten aus ihren Hütten und wiederholen dieselben Worte. Oft dauert dieses eine Viertelstunde lang, und aus den Gebirgen und von den Felsenwänden hallt der Widerhall den Namen Gottes. Endlich entsteht eine feierliche Stille. Alle beten knieend und mit entblößtem Haupte. Indessen ist es völlig finster geworden. „Gute Nacht!“ ruft nun wieder der höchste Hirt durch sein Sprachrohr; „Gute Nacht!“ tönt's von allen Bergen zurück, aus den Hörnern der Hirten und den Klüften der Felsen. — Hierauf legt sich jeder zur Ruhe.

Diese Alpenmusik macht jetzt deshalb nicht mehr den vorigen zauberischen Eindruck auf die Gebirgsbewohner, weil sich der Gesang des Kuhreihens in den Alpen immer mehr und mehr vermindert hat, bei Weitem nicht so allgemein beliebt ist und gepfiffen wird, als ehedem, wo alle Gebirgsschweizer Hirten waren und das einfachste Leben führten. Seitdem Manufakturen und Handel bis in ihre Thäler eingedrungen sind, hat sich überhaupt Manches in ihren Beschäftigungen, Sitten und Gewohnheiten verändert.

Die Wirkungen der Heimsucht auf den Körper sind allgemein und heftig. Sobald dieser Seelenzustand einen gewissen Grad erreicht hat, leidet das ganze Nervensystem. Der sympathische Nerve besonders scheint alsdann in die unruhigste Thätigkeit gesetzt zu seyn, unaufhörlich die Schlagadern der Brust und des Unterleibs, deren steter Begleiter er ist, zu reizen, und vermittelst seiner innigen Verbindung mit allen andern Nerven die Funktionen wichtiger Organe zu stören. Daher augenblicklich vermehrter Kreislauf des Bluts, Fieber, Schlaflosigkeit, Verlust alles Appetits, schweres Athemholen, unregelmäßiger Puls. Die Angst, welche aus dieser Körper- und Gemüthslage entsteht, treibt die Kranken, keine Gefahr zu achten, sondern zu fliehen und dem Vaterlande zuzueilen. Die Schweizer desertirten dann haufenweise von ihren Regimentern. Einige von den Grönländern, welche im Jahre 1636 nach Kopenhagen gebracht waren, bestiegen in dieser verzweiflungsvollen Stimmung ihre kleinen Ka-

jaks, suchten nach Amerika zu rudern und kamen auf dem Meere um, die übrigen aber starben alle am wahren Heimweh. (Olearii Moscovit. et Persian. Reisebeschr. S. 167. d. Ausg. v. 1663.)

Der tapfere Lappländer, welcher unter Gustav Adolph bis zum Rittmeister stieg, verließ auf einmal, da ihn die Heimsucht überfiel, Alles, und lief nach Lappland zu seinen nomadischen Landsleuten und Rennthieren. — Wenn aber die Flucht nicht möglich, und jede Hoffnung zur Rückkehr in's Vaterland abgeschnitten ist, so steigen die genannten Zufälle schnell. Alle Lebenskräfte scheinen dann durch den mächtigen Reiz, welchen die verzehrendste Sehnsucht erzeugt, im Gehirn concentrirt zu werden. Hieraus erklärt sich die unbegreifliche Kraftlosigkeit in dem übrigen Körper, der Puls wird äußerst schnell, klein und unregelmäßig, die Beängstigung immer stärker, alle willkührlichen Bewegungen sind beinahe unmöglich, der Kranke liegt abgezehrt, starr ausgestreckt, ohne Laut, ohne die Augen zu schließen und etwas zu sich zu nehmen, bis der Feuerbrand seiner Sehnsucht das letzte Atom des Lebensprinzips aufgezehrt hat. Alle physischen Arzneimittel vermögen nichts gegen diese Zufälle; denn keines ist im Stande, auf die Ursache der Krankheit zu wirken. Das einzige Mittel, welches selbst noch in diesem fürchterlichen Zustande vom Rande des Grabes retten kann, ist die Hoffnung und Gewißheit, in's Vaterland gehen zu dürfen. So schnell vorher alle Lebenskräfte sanken, eben so schnell erheben sie sich wieder. Wunderbar, wie ein Zauber wirkt hier das Licht der Hoffnung auf die Seele. Alle Zufälle mindern sich von dem Augenblicke an, und in unglaublich kurzer Zeit sind sie ganz hergestellt. Man hat Beispiele gesehen, daß Schweizer, welche schon das wahre Bild des Todes darstellten, bei den Worten ihres Hauptmanns, der ihnen Erlaubniß und Geld zur Heimreise brachte, wieder auflebten, sprachlos noch im ersten Augenblick beides an ihr Herz drückten, bald nachher aufstanden und sich ankleideten, um sogleich fortzuwandern. Manche, welche noch mit dem stärksten

Fieber abreisten, befanden sich schon nach ein, zwei Tagereisen ganz wohl; andere, welche Schwäche halber noch nicht gehen konnten, und noch verweilen mußten, um mehr Kräfte zu sammeln, sahen sich in Kurzem von dem Heimweh geheilt und reisten dann nicht ab, sondern blieben bei dem Regiment, bis ihre Dienstjahre abgelaufen waren.

Bei den Krankheiten aus Sehnsucht leidet das Herz ganz besonders. Die Ausdrücke der deutschen und englischen Sprache: „gebrochen Herz, das Herz bricht mir" u. s. w. werden stets im bildlichen Sinn gebraucht, und man hat wohl nie vermuthet, daß physische Wahrheit denselben zum Grunde läge. Schon mehrere Fälle sind bei Leichenöffnungen von Personen, die an Krankheiten starben, deren Ursache Sehnsucht war, beobachtet worden, wo man das Herz wirklich zerborsten oder zerrissen fand.

So wie die Bewohner des Schweizer Cantons Glarus gern in fremde Länder wandern, so zum Theil auch die

Italiener;

nur daß diese nach noch so langer Abwesenheit doch wieder in's Geburtsland zurückziehen.

Aus Italien, besonders aus dem oberen Theile dieses Landes, wandern alle Jahre eine Menge Männer in der ganzen Welt umher, um ihr Brod zu suchen, sich ein kleines Vermögen zu erwerben und das Ersparte dann gemeiniglich in der Heimath zu verzehren; so die Italiener aus der ärmsten Klasse, von welchen, um mit Bären und Affen in Europa umherziehen zu können, vier solcher armen Schlucker gewöhnlich einen Bär kaufen, so daß es, wie sie sagen: una zampa par uno, für Jeden eine Tatze, austrägt. Manche von dergleichen alt gewordenen Bärenführern reisen sich so viel Vermögen zusammen, daß sie als Proveditori, d. h. Anschaffer, jene lebendige Waare bereit halten, wie denn 1833 noch ein solcher Proveditore, Namens Rossi von Campiano, in den Apenninen als ein reicher Mann lebte. — Zu demselben

Zwecke ziehen die vielen Tabuletkrämer, die Gypsfigurenhändler vom Comer-See, die Verfertiger von Barometern, Thermometern, Brillen, Operngudern, Fernröhren und andern physikalischen Instrumenten in fremden Ländern herum. Nicht so weit wie die Como'schen, aber doch in die Schweiz, gehen die zwischen dem Comer- und Lugano-See, im Val d'Intelfi wohnenden Maurer, Tüncher und Stubenmaler, wie die am Lago Maggiore, in der Gegend von Lucarno, am Domo d'Ossola, am Fuße des Simplon wohnenden Sbianchini. Viele von der andern Seite des Lago Maggiore verlassen ihre Heimath, um als Garzoni in irgend einem Wirthshause zu dienen, bis es ihnen gelingt, selbst ein Hotel oder Kaffeehaus zu begründen, wie man denn in Deutschland, Frankreich, England und Spanien dergleichen vom Küper zum Herrn empor geschwungene Italiener, die ihren Lohn und Trinkgelder sammelten und dazu verwendeten, findet, z. B. Pagliano in London, Andräe in Madrid (dem Gasthofe Fontana d'Oro, die Goldquelle), in Sevilla, Cadiz, Dresden, sogar in Jean d'Acre.

Doch die Liebe zum Vaterlande lockt selbst solche reiche Auswanderer am Ende wieder zurück in ihre liebliche Heimath, an die mit Schnee bedeckten Alpen, die ihre Gewässer in die Tiefe senden, wo die Wasserflächen die malerischen, oben an der Spitze mit Holz und Weide, in der Mitte mit einer Menge Nußbäumen und am Abhange nach dem See mit Reis, Getreidefeldern und Reben geschmückten Berge umziehen. Sie fühlen sich nun erst glücklich, das mühsam Errungene am Ufer des See's zu verzehren, welcher sie als Kinder spielen sah.

Die Heimath ist ja Jedem lieb und werth
Und Jeder hängt an ihr mit vollem Herzen!
Man ruht so sanft auf vaterländ'schem Boden,
Wie in dem Mutterschooß ein schuldlos Kind!

Hier in der Heimath, zum Theil in herrlichen, in den Wellen des Sees sich abspiegelnden Landhäusern, haben viele ihre Erndte in Sicherheit gebracht und genießen nun, was ihnen in jüngeren Jahren so manche Entbehrung, so manchen

Schweißtropfen, so manche sorgenvolle Nacht kostete und nur durch die Hoffnung aufgewogen wurde, einmal in den Besitz eines Vermögens, eines schönen Hauses am heimathlichen See zu kommen, wo im Herbst ein fröhliches Leben herrscht, besonders in der Weinlese, dem Italiener das Liebste vom Landleben, wo Gegend und Bewohner sind

Ricca e bella, non men religiosa,
E cortese a chiunque venia.
(Reich und schön und eben so fromm und freundlich gegen Jeden, der da kommt.)

So kehren ebenfalls, wenn auch mit weniger erworbenen Glücksgütern versehen, mit Freuden die Luchesen, Savoyarden und Parmesaner, welche mit weißen Mäusen, mit Affen, mit Hunden herumzogen, in's Vaterland zurück, so wie die, von welchen, als einmal Cicero's Schatten die Welt vor einiger Zeit betrat, um zu erfahren, was denn sein Volk jetzt Großes schaffe, Jener zu seinem Schrecken hörte: Hecheln und Mausefallen.

Russen und Türken.

Die zwar äußerlich hart gewöhnten, allein keineswegs hartherzigen, sondern von Gemüth außerordentlich weichen, aber lebhaften, an Geist und Körper gewandten, thätigen, in allen Geschäften brauchbaren Russen, welche allerdings betriebsam, freigebig, obgleich in hohem Grade habsüchtig, übrigens im Umgange gesellig, gesprächig, dienstfertig und äußerst höflich und fröhlich sind, mögen zwar unter den oben erwähnten Verhältnissen, wie die mit ihnen, überhaupt genommen, im Gegensatz stehenden Türken, nicht selten auch vom Heimweh befallen werden. Demohngeachtet kann ich von jeder dieser beiden Nationen nur einen einzigen Fall der Art hier aufstellen.

Russen.

Wenn an einem lieblichen Frühlings- oder Sommermorgen — wie sich der geistreiche Vf. der „Stunden der

Andacht" äußert — die abwechselnde Herrlichkeit unzähliger Blumen und Blüthen unser Auge entzückt, ein unsichtbares Meer von Balsamdüften uns umschwimmt, eine milde Wärme uns anweht, und das Schwirren der Käfer, das Sumsen der Bienen, der Gesang der Vögel um uns ertönt, oder wenn der reiche Herbst die hohen Saaten vergoldet, mit Beeren und Früchten aller Gestalt die Zweige der Bäume und Gesträuche niederbeugt und statt des Grüns endlich dem Laube der Wälder einen vielfarbigen Schmuck giebt, — dann empfinden wir dieses reine und stille Entzücken, welches nur die Anmuth der Natur gewähren kann.

Doch wahrlich ist auch die feierliche Pracht eines schönen Wintertages nicht geringer, wenn Alles vom Froste starrt, die ersten Sonnenstrahlen im hellen Reif sich spiegeln, dessen Krystalle, wie blitzende Diamanten, wunderbar von den Händen der Natur um alle Zweige gehängt sind; wenn Höhen, Thäler und Ebenen vom reinsten weißen Schnee überlagert schimmern, in dessen zarten Eisspitzen die Sonne alle Farben spiegeln läßt, wenn dieser helle Silberteppich, der die Wohnungen der Menschen, wie ihre Felder deckt, die weite Landschaft zu einer unabsehbaren, schönen Einsamkeit verwandelt hat, in welcher wir uns kaum wieder erkennen, und wo wir uns, wie durch einen Zauber, in ganz fremde Gegenden versetzt wähnen. Wenn die Winterlandschaft, das Einfache und doch Blendende ihrer weißen Hülle, das große, ewige Schweigen nah und fern uns tief ergreift, kurz

Wenn Strom und See gepanzert stehn,
Vom Reif die Zweige flimmern,
Wenn Silberflocken uns umwehn,
Nordlichter gaukelnd schimmern,
Eisblumen an den Fenstern blühn,
Vom Sturm die Wolken röthlich glühn:

dann erregt dieß in uns unwillkührlich die Empfindung des Erhabenen, wie der Sommer das Gefühl des Anmuthigen.

Der Wanderer wie der Landmann, der Naturforscher wie das unwissende Kind erfreuen sich dieser Erscheinung. Kaum fröhlicher, ja entzückter, mag die Jugend den ersten Blumen

des Frühlings, den ersten Früchten des Herbstes begegnen, als sie die ersten fallenden Silberflocken begrüßt, dem jede nur vom Himmel gekommen zu seyn scheint, um Zahl und Wechsel ihres Vergnügens zu mehren. Nicht allein der Jugend, auch den Erwachsenen und den Greisen gewährt dieser Anblick nicht nur Lust, sondern er zog auch einst einen am heftigsten Heimweh leidenden Nordländer, wie ein geraubtes Kind fort ins Vaterland, obgleich durch die Rückkehr dahin das Leben oder der Verlust der Freiheit auf dem gewagten Spiele stand. Dieß war Giorgio Kustroff, ein gewandter, mit der italienischen und englischen Sprache vertrauter Russe, der leibeigene Bediente der kränklichen aber höchst wohlthätigen Wittwe des russischen Fürsten ***off. Dieser Kustroff, 30 Jahre alt, begleitete diese von Moskau über Kiev, Lemberg und Wien nach Italien, wo ihre Kammerfrau in einem Dorfe zwischen Modena und Bologna krank zurück gelassen werden mußte, gewann den Postillon Rolando, ehemaligen Straßenräuber in den Apenninen, daselbst, um seine Gebieterin mittelst eines Dolches zu ermorden. Nachdem die unglückliche Fürstin am 23. August in einem Kastaniengehölz zwischen den Poststationen Lagoscura und Paleselle in der Mittagsstunde, wo die Landstraßen unbesucht sind und ganz Italien Mittagsruhe hält, getödtet worden war und der Russe den Mörder mit 200 Zechinen Blutgeld belohnt hatte, bemächtigte er sich der Juwelen und andern Reichthümer seiner ehemaligen Gebieterin, entfloh, als polnischer Jude verkleidet und durch eine blonde, ins rothgelbe schillernde Perücke noch unkenntlicher gemacht, nach Neapel, wo er seinen Raub an Goldstücken und Juwelen, über 100,000 Rubel an Werth, bei verschlossenen Thüren taxirte, die Edelsteine in Hausirerkästchen packte, nach Siciliens reicher Hauptstadt sich überschiffen ließ, in Palermo einige Monate hindurch mit Juwelen Handel trieb, dann sich nach Cadiz einschiffte, über Sevilla und Toledo nach Madrid ging, daselbst andere Juwelen kaufte, und sie in Paris und London, dem Endpunkte seiner Reisen,

absetzte. (Beilage zum fränkischen Merkur vom 8. August 1830, und Train's Zuchthaus und Rabenstein. 1832.)

So verflossen zwanzig Jahre. *Kustroff* war ein großer Juwelenhändler und *ein reicher Mann geworden, aber nicht glücklich*, denn *Gewissensbisse* quälten ihn unaufhörlich. Vergebens strebte er, die Erinnerung an den Wald bei *Bologna* aus seinem Gedächtniß zu entfernen; allnächtlich stand ein blutendes Phantom vor seinem Bette, oft sah er diese furchtbare Erscheinung am hellen Tage, und das letzte Aechzen des Schlachtopfers traf sein Ohr, ja diese schrecklichen Töne vernahm er selbst mitten in einem Festgelage, die leiseste Anspielung auf heimlichen Mord im Theater machte ihn fliehen, als hätte ihn plötzlich ein Pfeil durchbohrt. — Der innerste Richter, das Gewissen, schläft nie ganz ein. Unter der Asche glimmt der unsterbliche Funke, der kleinste Hauch weckt Flammen in ihm auf zu der reißendsten Gluth.

Bei *Kustroffs* Verhältnissen mit den Menschen versetzte ihn Alles, was nur im mindesten Bezug auf sein Verbrechen hatte, in unbeschreibliche Trauer. Nicht weniger marternd war für ihn der Anblick tugendhafter Personen und die Heiterkeit, die ihnen die Tugend gewährte. Seitdem seine eigene Erfahrung ihn gelehrt hatte, daß man auch ohne Verbrechen reich werden kann, sah er auf den Anfang seines Vermögens nur mit Abscheu, und, hätte er es vermocht, den Theil desselben, welchen er einer Mordthat verdankte, von dem Uebrigen zu trennen und das Letztere ruhig zu genießen, so würde er sich für den glücklichsten Menschen gehalten haben.

Wo möglich aber noch *ärger als das furchtbare Gewissen quälte ihn mitten im Reichthum das Heimathsweh*. In fremden Landen ein Verwiesener, blieb ihm, wie weit er auch blickte, Alles fremd; nichts sprach ihn vertraut an, er mußte sein volles, schweres Herz in die stumme Brust verschließen. Harmonisch mit seinen Gefühlen sind die von der Improvisatrice *Rosa Taddei* aus *Trient* ausgesprochenen Worte:

Dolce è il parlar dèsiglio,
Or che alla patria in seno
Baccio il natio terreno,
Che culla mi donò.
Ah è ver': per *l'esigliato*
Non sonui ore serene;
La vita è un mar di pene
Lunghi dal patrio suol.

(Süß ist's, von Verbannung sprechen, wenn wir im Schooße des Vaterlandes leben und den heimischen Boden küssen, der einst unsre Wiege trug. Ja fürwahr: dem Verbannten schlägt keine glückliche Stunde; fern vom Vaterlande ist das Leben ein Meer von Leiden zu nennen.)

Kustroff fühlte schmerzlich die Entbehrung der nördlichen Sitten und Gebräuche, und selbst die Strenge des Klima's. Letzteres beherrschte seine Einbildungskraft dermaßen, daß er vor Freude außer sich war, wenn ein starker Schneefall ihm die Täuschung des Bodens seiner Geburt im nördlichen Theile des Gouvernements Nowgorod und seines theuren Vaterlandes vor Augen stellte.

Es zog ihn fort aus England in seine Heimath, obgleich er darin den Tod zu fürchten hatte; er benahm sich also ganz so, wie die oben erwähnten französischen Emigrirten. Dahin zurückgekehrt, unter dem angenommenen Namen Paradikin, kaufte er sich im südlichen Theile des Gouvernements Kaluga ein schönes Landgut, lebte aber dort ganz isolirt, zwar musterhaft gütig gegen seine Untergebenen, allein mit außerordentlicher Aengstlichkeit und ohne sich vor Jemanden sehen zu lassen, bis endlich ein benachbarter Gutsherr, Woronitscheff, der selbst an dem Verlust der Ehre und des Lebens eines schönen, unschuldigen Mädchens (Machinka Wolkoff) schuld war, aber auf einer Reise durch Italien zufällig Kustroffs an seiner fürstlichen Wohlthäterin begangenen Mord, so wie auch durch zwei Handschriften von Kustroff und Paradikin entdeckte, daß beide eine und dieselbe Person waren, die That in Petersburg denuncirte. Doch Kustroff, von jenem Vorhaben unterrichtet, kam diesem zuvor, legte, 61 Jahre alt, freiwillig aber reuevoll das Ge-

ständniß des während der Regierung der Kaiserin Elisabeth begangenen Verbrechens ab und wurde, indeß sein Feind und Ankläger, wegen der oben erwähnten That, nach den Bergwerken Sibiriens wandern mußte, von der Kaiserin Catharine begnadigt; lebte dann noch funfzehn Jahre auf seinem Gute, obgleich noch zurückgezogener als vorher, aber mildthätig und fromm.

Einen dem hier mitgetheilten ähnlichen Fall finden wir in Herloßsohns Komet vom 15. Mai 1833, nämlich: Der Abbé von Vateville, Bruder des bekannten spanischen Gesandten unter Ludwig XIV. am Hofe zu London, war in seiner Jugend Oberst in spanischen Kriegsdiensten und zeichnete sich durch muthige Thaten aus. Als er sich durch die Beförderung einiger andern Offiziere, die ihm an militärischem Werthe nicht gleich standen, beleidigt glaubte, verließ er die Armee und ward Karthäuser. Aber auch hier gefiel es ihm nicht lange; er machte heimliche Anstalten zur Flucht und wußte sich Geld, weltliche Kleider, einen Degen und Pistolen zu verschaffen.

Eines Abends wollte er sich durch den Klostergarten über die Mauer fortschleichen, als ihm der Pater Prior, der den Anschlag gemerkt haben mochte, plötzlich gegenüber stand. Vateville besann sich nicht lange und erstach den Prior, ehe es zwischen ihnen zu einem Worte kam. Er floh aus dem Garten, fand ein bestelltes Pferd und ritt ohne Aufenthalt zehn Stunden lang fort. Hunger und Müdigkeit zwangen ihn, in einem einsam gelegenen Wirthshause einzukehren, wo er sogleich einen Braten und noch eine Speise, welches zusammen den ganzen Küchenvorrath des Hauses ausmachte, für sich in Beschlag nahm.

Kaum hatte er angefangen zu essen, als ein Reisender in die Stube trat, welcher sich, da nichts Eßbares mehr zu finden war, mit der Hoffnung schmeichelte, Vateville würde

ihm einen Theil der aufgetischten, ansehnlichen Mahlzeit zukommen lassen; allein der Karthäuser versicherte ohne Komplimente, daß er allein kaum an zwei Schüsseln genug habe. Der Reisende war zudringlich und ergriff eine der Speisen.

Man gerieth in Streit, und Vateville schoß seinem ungebetenen Gaste eine Kugel durch den Kopf. Die andere Pistole legte er zwischen seine Schüsseln und drohte Jedem den Tod, der ihn stören würde. Niemand störte ihn, er vollendete seine Mahlzeit und eilte fort.

Nach mancherlei Schicksalen kam Vateville in die Türkei und ward ein Muselmann.

In dem damaligen Kriege zwischen der Pforte und den Venetianern fand er bald Gelegenheit, seinen Muth und seine militärischen Kenntnisse geltend zu machen. Er ward mit einem Paschalik in Morea belohnt. Aber nun ergriff das Heimweh auch ihn. Er sehnte sich nach seinem Vaterlande zurück, und fing deshalb geheime Verständnisse mit den Venetianern an, welche ihm die Absolution von seiner Apostasie, die Secularisation und eine ansehnliche Kirchenpfründe in der Franche-Comté zuwege brachten, wogegen ihnen der Pascha-Exkarthäuser einige Städte seines Gebietes in die Hände spielte.

Er kam glücklich in seine Provinz und machte sich in dem Kriege, den Ludwig XIV. dort führte, um Frankreich sehr verdient. Der König wollte ihn mit dem Erzbisthume Besançon, welches erledigt war, belohnen; aber der römische Hof wollte keinen Apostaten, Renegaten, Mörder rc. als Erzbischof anerkennen; Vateville mußte sich daher mit dem Besitze zweier guter Abteien und mit dem Posten eines Domdechants von Besançon begnügen, wo er bis 1710 in Pracht und Ansehen gelebt, ein Alter von 90 Jahren erreicht, und oft seine ehemaligen Karthäusermitbrüder besucht hat.

Türken.

Hussein, zu Vourla in Natolien 1764 geboren, in Constantinopel erzogen und einst unter den Kanoniren dienend, beschäftigte sich nachdem in Algier mit Tabakshandel, und wurde späterhin unter den Titeln Effendi, Patrone grande, Sultan der Mauren, unter türkischer Oberbotmäßigkeit unumschränkt regierender Dey des von türkischen Abenteurern tyrannisirten Corsarenstaats Algier. Er zog sich bekanntlich durch einige dem französischen Consul Deval bei einer Audienz am 23. April 1828 mit seinem Fliegenwedel gegebenen Schläge und die dann zerstörten französischen Niederlassungen, die Rache der Franzosen, zunächst die Blokade seiner Residenz und nachher die am 5. Juli 1830 erfolgte Eroberung derselben, wie des ganzen Raubstaats, zu, worauf der Ex-Dey daraus verbannt, am 11. Juli mit seinem Vermögen und einem Gefolge von 118 Personen, worunter 58 seiner Weiber waren, nach Livorno übergeschifft ward.

Seitdem trieb er sich in Europa herum, schien sich in sein sich selbst bereitetes Schicksal zu finden, lernte in Neapel öfters Whist spielen, und stattete im Herbst 1830 dem König von Neapel einen Besuch ab. Man fand dort den Dey schmutzig und sehr häßlich aussehend, hielt ihn aber für sehr getröstet und fast froh darüber, daß er der Last der Regierung enthoben sey. Er saß den ganzen Tag, Tabak rauchend, auf dem Balkon, gefiel sich bald aber nicht mehr in Neapel, ging daher mit der ganzen Familie nach Livorno und Florenz, wo er im Frühling 1831 in Begleitung seines Schatzmeisters und seines Scharfrichters mehrere Bälle besuchte und sich trefflich amüsirte, in der Folge einen Theil des Jahres 1831 und 1832 in Paris zubrachte, dort dem König vorgestellt wurde und seitdem wieder in Italien lebte.

Wenn nun auch Algier, dieß schöne, vom Atlas, der Wüste und dem Mittelmeere in gesicherte Naturgrenzen eingeschlossene, fruchtbare Hügel- und Thalland, jetzt nicht mehr ist,

was es, einstens Italiens Kornfeld, mit seinen 33 Städten, ein blühender Garten, bedeckt mit schönen Landsitzen und Sommerwohnungen der reichen Bewohner Roms, war; so umfaßte doch das bisherige Gebiet von Algier ein fruchtbares Land von mehr als 4,200 Quadratmeilen, dessen brennend heißer Lufthauch von den südlichen Sandwüsten durch die kühle Bergluft der auf ihren höchsten Gipfeln stets mit Schnee bedeckten Atlaskette und durch die Seeluft so gemäßigt wird, daß bei der reichen Bewässerung des Bodens eine beständige Vegetation das Land bedeckt und das Klima mild macht.

Gärten und Weinberge wechseln mit Waldungen von weißen Rosen und Aloen, Rebengewinde umschlingen den Mandelbaum mit der Orange und Cypresse, die Olive mit der Granate, die Palme mit der Ceder. Schon im Mai reift die Frucht, die Weintraube im Juni, die Olive im August. Man erntet nie unter 10 bis 12fach, zuweilen sogar 70 bis 80fältig.

Obgleich unter dem letzten Dey drei Viertheile des Landes unangebaut lagen, ein dreihundertjähriger Despotismus alle Quellen des Wohlstandes und der Bildung ausgetrocknet hatte, Gewerbe, Handel und Reichthum sich fast allein auf die schön gelegene, durch Natur und Kunst zu einem sichern Bollwerk des ganzen Staats ausgerüstete Hauptstadt Algier mit 70,000 Einwohnern beschränkte, die Macht zwar in den Händen der türkischen, stets aus Asien sich ergänzenden Miliz, und der Dey ihre Creatur, aber auch ihr Tyrann war; so mochte der Ex-Dey doch den Contrast zwischen Sonst und Jetzt tief empfinden. Denn, vor Kurzem noch Oberhaupt mit unumschränkter Gewalt in einem militärisch-republikanischen Seeräuberstaate, auf mit Decken und einer Löwenhaut belegtem Throne, in seinem mit trefflichen Marmor- und Porphyrsäulen ꝛc. verzierten Palast über Leben und Tod entscheidend, irrte er nun, fast unbeachtet, in fremden Landen rastlos umher.

Er fand zwar Italiens Gärten und Himmel auch schön, aber das herrliche Algier noch ungleich schöner, Algiers Him-

mel wenigstens eben so blau und mild, als den italienischen; sehnte sich aber in das schöne, reichlich mit Naturprodukten aller Art gesegnete, Algier zurück, unter Anderm besonders nach den süßen Morgen im Herrschersitz zu Algier, von dem aus er durch's offene Fenster die Seegelstange des Seeräubers waschen sah, welcher ihm den Zucker und Kaffee der Ungläubigen brachte, nach der Casauba und den Kellern, in welchen er die venetianischen Zechinen und Piaster zählte und wieder zählte und seine Sclaven an den Füßen aufhängen ließ, was man ihm in Europa verwehrte. Es schmerzte ihn, daß er diese Dinge nicht mehr stehlen konnte, da ihm doch das Stehlen eine süße Wollust, die Freude aller Freuden gewährte.

Algiers Frauen fand er schön, die in Italien häßlich, jene so fett wie Mastthiere, die hinfallen können, ohne sich Schaden zu thun, ihre sammetnen Busen und musselinenen Beine, ihre gemalten Augenbraunen, die Figuren, welche sie mit Eigelb gezeichnet und ihre Tänze und ihre Parfüms und ihre bemoschusten Achseln anziehend, die Italienerinnen zu spindeldürr (nach S. 336. des Furet des Londres) und abstoßend, weil sie mit Messer und Gabeln essen und nicht, wie in Algier, mit den Fingern.

Italien ist mein Tod — rief er aus — bald werde ich hinsterben! — was allerdings, wenn auch in einem andern Lande, eintraf, denn nachdem er im Jahre 1834 nach Mekka gewallfahrtet und bis dahin zu Alexandrien in Aegypten gelebt hatte, starb er am 30. October 1834 am Schlagfluß, wie andere Nachrichten melden, vergiftet, wahrscheinlich des großen Vermögens wegen, das er besaß.

Ueber das Heimweh, woran der unglückliche Erdey von Algier litt, wird in einem Schreiben eines Engländers folgender Zug angeführt: Eine Dame, die ihm vorgestellt wurde, fragte ihn: ob er sich wohl auch nach Algier zurücksehne? Ihre Worte waren kaum verdolmetscht, als er die Dame um die Erlaubniß bitten ließ: ihre Frage

durch die Erzählung einer kurzen Parabel beantworten zu dürfen und ließ sich hierauf folgendermaßen vernehmen:

„Ich hatte eine Nachtigall, die ich sehr lieb gewonnen. Ich wartete ihrer auf's Beste und bildete mir ein, sie habe nun ihre Heimath im Atlasgebirge vergessen. Eines Tages öffnete ich ihren Käfig; sie flog fort nach den Bergen und ist nie wieder zurückgekehrt."

Das Heimweh der Thiere.

Etwas dem Heimweh Analoges haben gewiß auch die Thiere, namentlich u. A. die Zugvögel, welche, wenn sie gewaltsam von ihrer Wanderung abgehalten werden, meistens zu Grunde gehen.

Eine ähnliche Erscheinung findet man bei manchen Vögeln, wenn sie von ihres Gleichen getrennt werden und dadurch unverkennbar an dem schmerzlichen Gefühle unbefriedigter Sehnsucht leiden. So betrachtete ein Arzt in England (Morgenblatt vom 12. Dec. 1831) eine Lerche, deren Käfig neben dem einer Drossel stand. Beide Vögel schlugen häufig um die Wette, so gellend, daß es endlich der Eigenthümer unerträglich fand und die Lerche wegbringen ließ. Da wurde das arme Thier traurig, fraß wenig und sang nicht mehr. Sein Auge ward matt und trübe, das Gefieder nahm eine dunklere Färbung an, wurde in weniger als 14 Tage glänzend schwarz. Der Eigenthümer, der Arzt, beobachtete diese Veränderung mit dem Auge eines Naturforschers, fürchtete aber am Ende für das Leben des Thieres, das ihm lieb war und ließ seinen Käfig wieder neben den der Drossel setzen. Nicht lange, so wurde die Lerche so munter als zuvor, sie fing wieder an zu schlagen, ihr Gefieder aber veränderte sich nicht mehr, sondern blieb kohlschwarz. An der Drossel war durchaus nichts ähnliches gefunden worden, sie hatte, wie es schien, die Abwesenheit der Lerche gar nicht beachtet, äußerte auch keine Freude, als sie wieder kam.

Ein Perlhühner-Pärchen (Meleagris s. Gallina numidica, eine den Alten schon bekannte Hühnerart, welche auf dem Grabe des Meleager Kämpfe hielt, dessen Schwestern, die seinen Tod beweinten, der Mythe nach, von den Göttern aus Mitleid in Perlhühner verwandelt wurden) hatte ungefähr 3 Jahre mit einander sich des Lebens gefreut, sich fortgepflanzt; als in dem darauf folgenden Frühlinge die Henne plötzlich verschwand; der Hahn, welcher sonst auf die Menschen, welche einst seine Henne von ihm hatten trennen wollen, flog und hackte, trauerte nun, nahm wenig Nahrung zu sich und blieb beständig in der Nähe eines großen Haufens Reißig, bis man endlich nach einigen Monaten, in der Mitte desselben, Federn der vermißten Henne und somit den Platz ihres — man weiß nicht durch welchen Zufall — geendigten Lebens entdeckte. Man versetzte nun den Perlhahn an einen andern eine Stunde entfernten Ort und gab ihm eine andere Henne zur Gesellschaft. Allein er ignorirte sie ganz und starb etliche Wochen nachher, offenbar aus Gram und Sehnsucht nach seinem verlornen Weibchen und seiner Heimath.

Daß über Berg und Thal, über Flüsse und das Meer — oft Hunderte von Meilen weit — transportirte Hunde, sobald sie sich, bei der besten Behandlung, selbst wieder überlassen waren, ihre Heimath wieder aufsuchten und, unbegreiflicher Weise, auch wieder fanden, davon sind mir einige nicht zu bezweifelnde Fälle bekannt. Gall z. B. erzählt die Geschichte eines Hundes, der von Wien nach England gebracht worden war, weglief, in den Hafen kam, sich auf ein Schiff schlich und wirklich in Wien anlangte.

Wir haben nun durch die bisherigen — das Heimweh betreffenden — Mittheilungen mit dem oben erwähnten geistvollen Schriftsteller die Ueberzeugung gewonnen: daß die Macht der Heimathliebe eben so wunderbar als ihre Wirkung zum Besten des menschlichen Geschlechts außerordentlich ist, indem Millionen mit Begeisterung eben den Erdstrich lieben, den bewohnen zu müssen Millionen für ihr größtes Elend halten würden.

Jene Heimathliebe, die allen Völkern natürlich ist, kann man durchaus nicht für eine Frucht der Gewohnheit halten. Sie ist etwas anderes, und mehr als bloße Gewohnheit! Das bezeugen tausend und tausend immer sich wiederholende Erfahrungen. Unzählige verlassen ihr Brod, ihren Erwerb in fremden Landen zu suchen, die Heimath; ziehen hinaus in die reizendsten Gegenden der Erde, verleben da bei weitem den größten Theil ihres Lebens, und kehren doch am Ende immer wieder zur Heimath zurück, der sie lange entwöhnt worden sind. Der Alpenbewohner, im rauhen, einsamen Felsenthale erzogen, wird in den üppigsten Fluren, in den freundlichsten Städten, in den schönsten Palästen, mitten im Schooße des Ueberflusses, vom Heimweh überfallen. Er kann die Fremde nicht lieben; sie bleibt seinem ganzen Gemüthe fremd. Sein dürftiges Felsenthal ist zu arm, es kann ihn nicht ernähren; er muß es verlassen um sein Brod in entfernten Gegenden zu suchen. Er sucht und findet es, arbeitet, sammelt, und hat

er genug gesammelt, kehrt er in sein dürftiges Felsenthal zurück. — Der gewerbsame Stadtbewohner verläßt aus Liebe zu größerm Reichthum die Heimath, überschifft Meere, siedelt sich in paradiesischen Landschaften an, bringt daselbst den größten Theil seiner Tage unter Geschäften des Handels hin, und endlich kehrt er, reicher an Geld, nicht an Freuden, in das Städtchen seiner Heimath zurück, wo seinem Herzen allein die Freude recht erquickend ist. Es sind aus den wüsten, unwirthlichen Schneefeldern des entlegensten Nordens junge Leute in die angenehmsten Gegenden und Städte unsers milden Himmelstrichs geführt worden, um sie zu bilden, zu unterrichten. Es sind Reisende aus den heißen Ländern zu uns gekommen, wo sie, statt der Sandwüste blühende, grüne Auen, statt der reißenden Thiere, statt der entsetzlichen Schlangen, zahme, freundliche Heerden fanden, statt der Armuth vielfältigen Genuß, den Natur und Kunst gewähren. Aber nach mehrjährigem Wohnen unter uns kehrte der Nordländer recht freudig und sehnsuchtsvoll zu seinem Eislande zurück, wo kaum noch ein Baum grünen mag unter dem ewigen Froste; der Südländer suchte wieder die von der Sonnengluth versengte Heimath auf; der Anwohner des Meeres zieht nach langer Entfernung davon den — Vielen widerlichen — Seegeruch mit Wollust in sich, wie den Duft von Veilchen und Rosen.

Oder wer von uns möchte seine Weltgegend auf immer gegen die Einsamkeiten der kalten Polarländer vertauschen, wo über schwarze Felder der ewige Winter sein Leichentuch ausbreitet; wo eine halbjährige Nacht mit einem eben so langen Tage wechselt; wo, in die Felle erschlagener Bären gewickelt, der Mensch mit Lebensgefahr unter den wüthendsten Stürmen zwischen den Eisschollen des Meeres hinschiffen muß, um Fische zu seiner Nahrung zu fangen? Und doch wohnen viele glückliche Menschen daselbst, die uns nicht um das beneiden möchten, was wir als Vorzüge preisen. Wer von uns würde unsere freundlichen Landschaften mit dem brennenden Himmelsstriche vertauschen wollen, wo die senkrechten Strahlen der

Sonne das Erdenrund durchglühen; wo kühlende Quellen zu den Seltenheiten gehören; bald die ganze Natur in der ewigen Hitze zu verschmachten droht, bald Alles in den vielmonatlichen Regenzeiten in Fäulniß verderben will; wo Wärme und Feuchte ein Heer quälenden Ungeziefers zeugt, und der Mensch mit allerlei Ungeheuern der Wüste zu kämpfen hat? Und doch wohnen auch dort glückliche Menschen, die eben so wenig nach unserm von uns gepriesenen Lande verlangen, als wir nach dem ihrigen.

Diese wunderbare Heimathliebe hat viel Aehnlichkeit mit der Liebe des Säuglings zur Mutter, mit der Liebe der Mutter zu ihrem Säugling. Und bötest du der Mutter für ihr eigenes Kind auch ein weit schöneres, weit geistvolleres: sie würde es verschmähen, und nur das ihrige lieben können.

Wie soll ich mir ihren Ursprung erklären, da sie kein eigentlicher Naturtrieb, auch keine bloße Frucht der Gewohnheit, noch weniger eine Folge von Ueberlegung ist?

Die Heimathliebe hat ihre ersten Keime in den ersten Empfindungen und Vorstellungen des jugendlichen Alters. So wie da auf das zarte Gemüth, auf das reizbare Gefühl, auf die lebhaftere Einbildungskraft alle Umgebungen einen tiefern Eindruck, einen unverlöschlichern, machen, als in spätern Jahren: so hinwieder lebt der junge Mensch sich gleichsam tiefer und inniger in alle seine Umgebungen hinein; er belebt Alles, auch das Leblose, mit seinen Vorstellungen; er macht spielend Freundschaften, wie mit Kinderpuppen, so mit Gesträuchen, Wohnungen, Bergen und Winkeln. Jeder Tageszeit, jeder Jahreszeit, jeder häuslichen und außerhäuslichen Beschäftigung lauscht er, möchte ich sagen, ihre innerste Natur, ihren feinsten Reiz ab, der erwachsenern Personen kaum empfindbar ist. Gleichsam wie eine geistige Pflanze, schlägt er mit seinem Gemüthe Wurzeln und Ranken in und um alle Dinge seiner Jugendwelt. Er wächst gewissermaßen mit dem, was ihn umgiebt, zusammen, und wird Eins mit demselben. Weil sich

sein ganzes Wesen Allem auf das zarteste anschmiegt, wird hier auch Alles seinem Wesen vollkommen zusagend.

Je älter aber der Mensch wird, je mehr wird er auf sich selbst zurückgedrängt. Er hat andere Bekanntschaften und Freundschaften, als die mit todten, unbelebten Wesen, Zeiten und Umständen; er kann sich nicht mehr spielenden Träumen hingeben, er gehört den Sorgen, die ihn gegen Außendinge gleichgültiger machen. Er beachtet diese oft kaum. Ein ganzer Bildersaal macht dem Manne oft kaum das Vergnügen, als einst dem Knaben der Anblick eines kleinen bunten Bildes von rohen Farben und Umrissen. Ein ganzer Brautschmuck, ein Ueberfluß kostbaren Hausgeräthes entzückt die Jungfrau und das Weib nicht mehr so sehr, als ein buntes, mit Flittern durchwirktes Band einst das kleine Mädchen. — So wird der Erwachsene, in Geschäften und Zerstreuungen aller Art verloren, gewissermaßen blinder gegen die Außenwelt; er übersieht Vieles, was das Kind einzeln durchdringt und beobachtet. Was ihn umfängt, macht weniger tiefen Eindruck — aber die ersten Eindrücke aus der frühern Zeit sind noch unerloschen, und verlöschen nicht, wenn sie sich auch verdunkeln. Sie können nicht ganz verschwinden, denn sie hatten auf die bleibende Gemüthsstimmung und die nachherige Geistesrichtung den folgenreichsten Einfluß; und der erwachsene Mensch ist nur zu dem ausgewachsen, wozu er im zarten Beginn des Lebens und der ersten Selbstthätigkeit wird. Daher bleibt ihm auch in spätern Jahren, oft ohne es zu wissen, Vorliebe zu dem, was ihm am frühesten tief zugesagt hatte. Daher kann er in spätern Jahren in der Fremde reizendere, schönere Naturen finden; aber sie ergreifen ihn weniger, als die Natur der Heimath, mit welcher sein ganzes Wesen einig ist.

So erklären wir uns, warum noch Greise eine heftige Sehnsucht nach den Plätzen ihrer Kinderspiele, und Männer beim Anblick der Gegend, wo sie ihre Jugend verlebten, und wovon sie lange getrennt waren, ein Gefühl haben, welches sich nicht beschreiben läßt und mit keinem andern Gefühle ver-

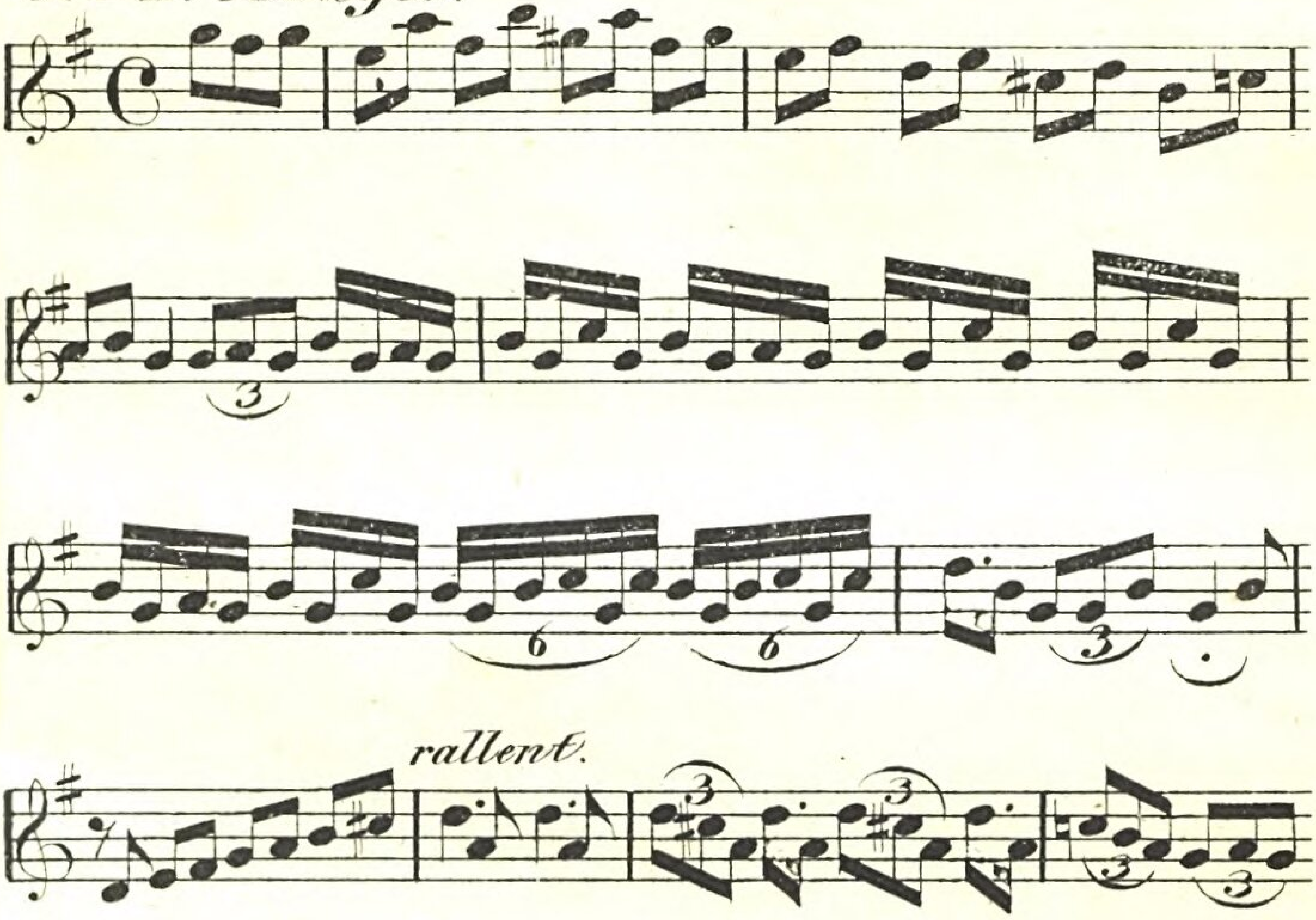
glichen werden kann. So erklären wir uns, wie der, welcher in der Fremde allen Reichthum, alle Ehren erntet, immer auf die Heimath zurücksieht, immer sich im Geiste dort am liebsten befindet und das Damals mit dem Jetzt vergleicht; wie ihm der Raum der ganzen Welt beinahe nur wichtig wird, weil er denkt, daß seine ersten Mitbürger, seine Jugendgenossen davon erfahren. So erklären wir uns, wie ganze Völker mit unauflöslichen Gemüthsbanden an ihre Heimath gefesselt sind, daß sie neben derselben auch von der Natur beglücktere Gegenden verschmähen können.

Gedruckt bei F. W. Gadow und Sohn in Hildburghausen.

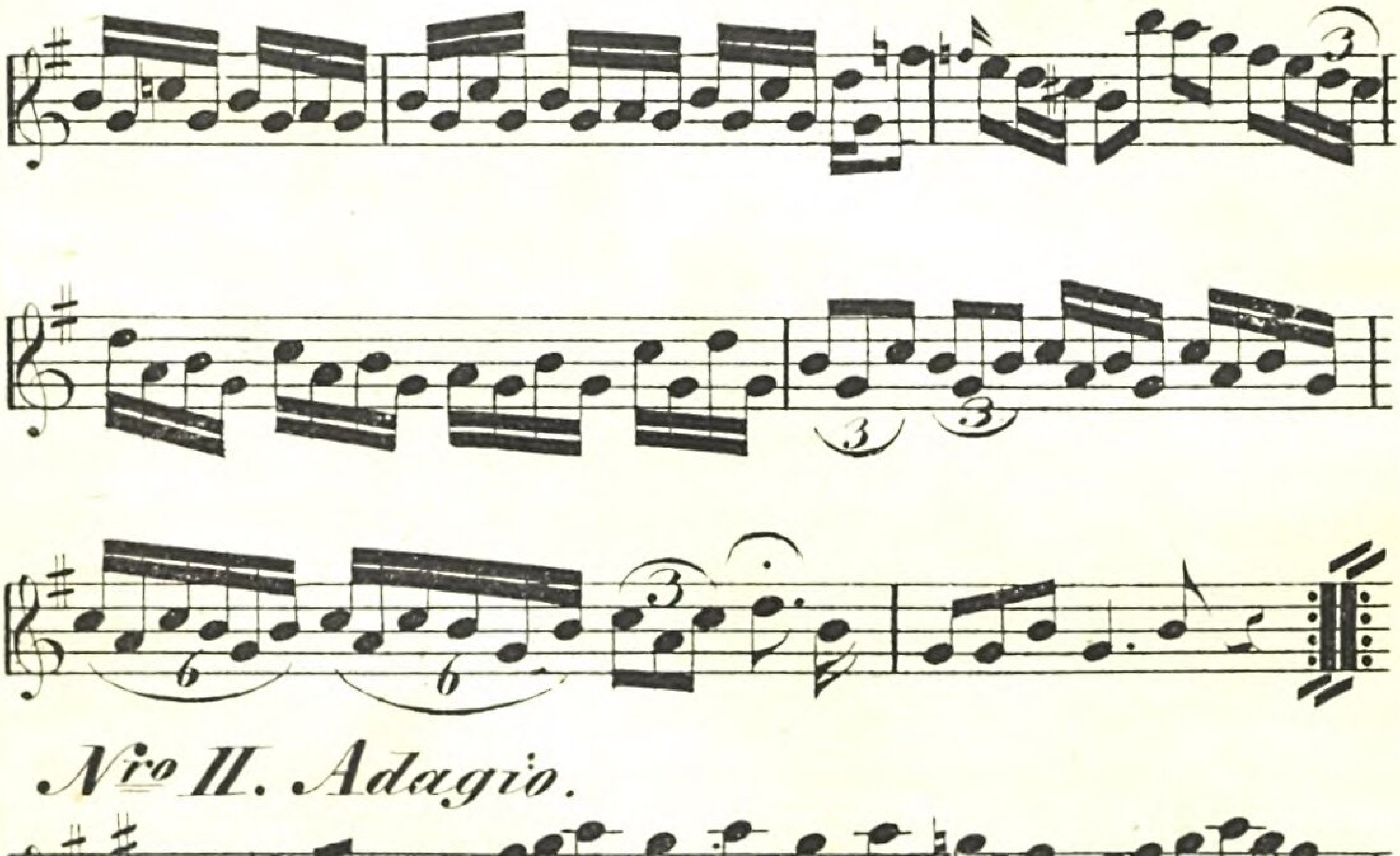
STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

Der Kuhreihn.

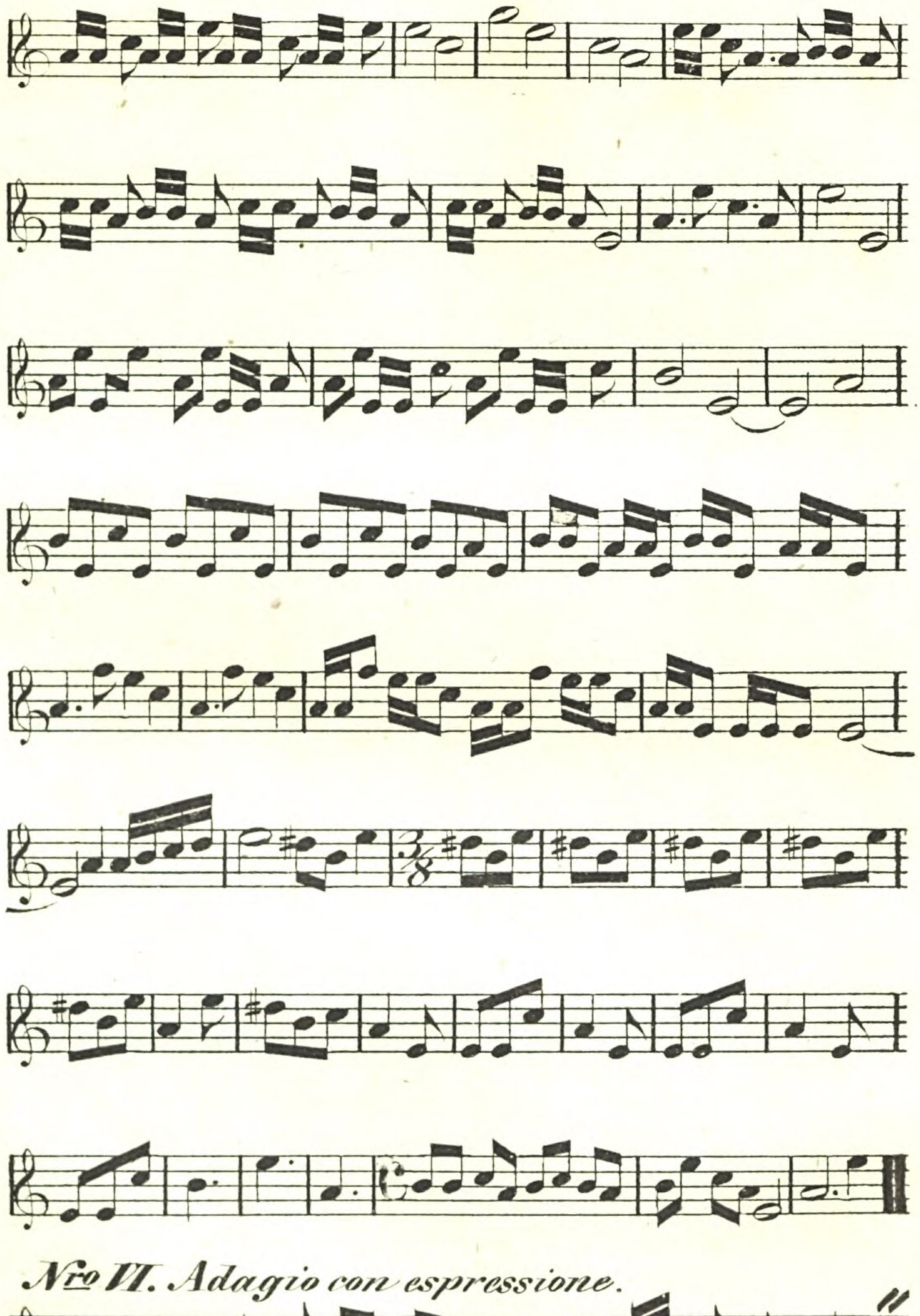
Nro I. Adagio.



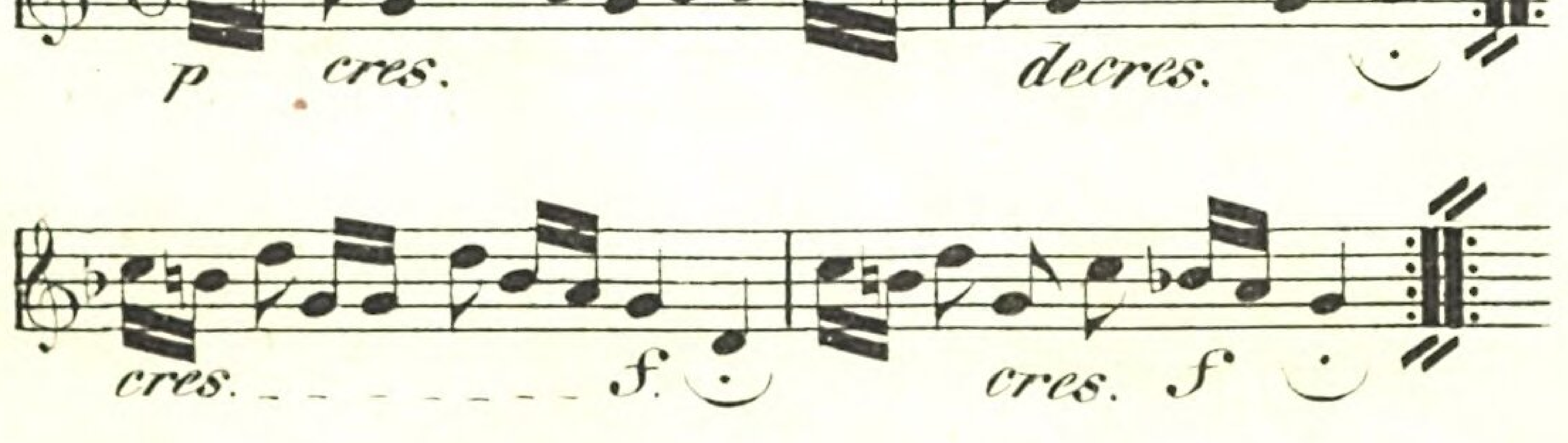
Nro II. Adagio.



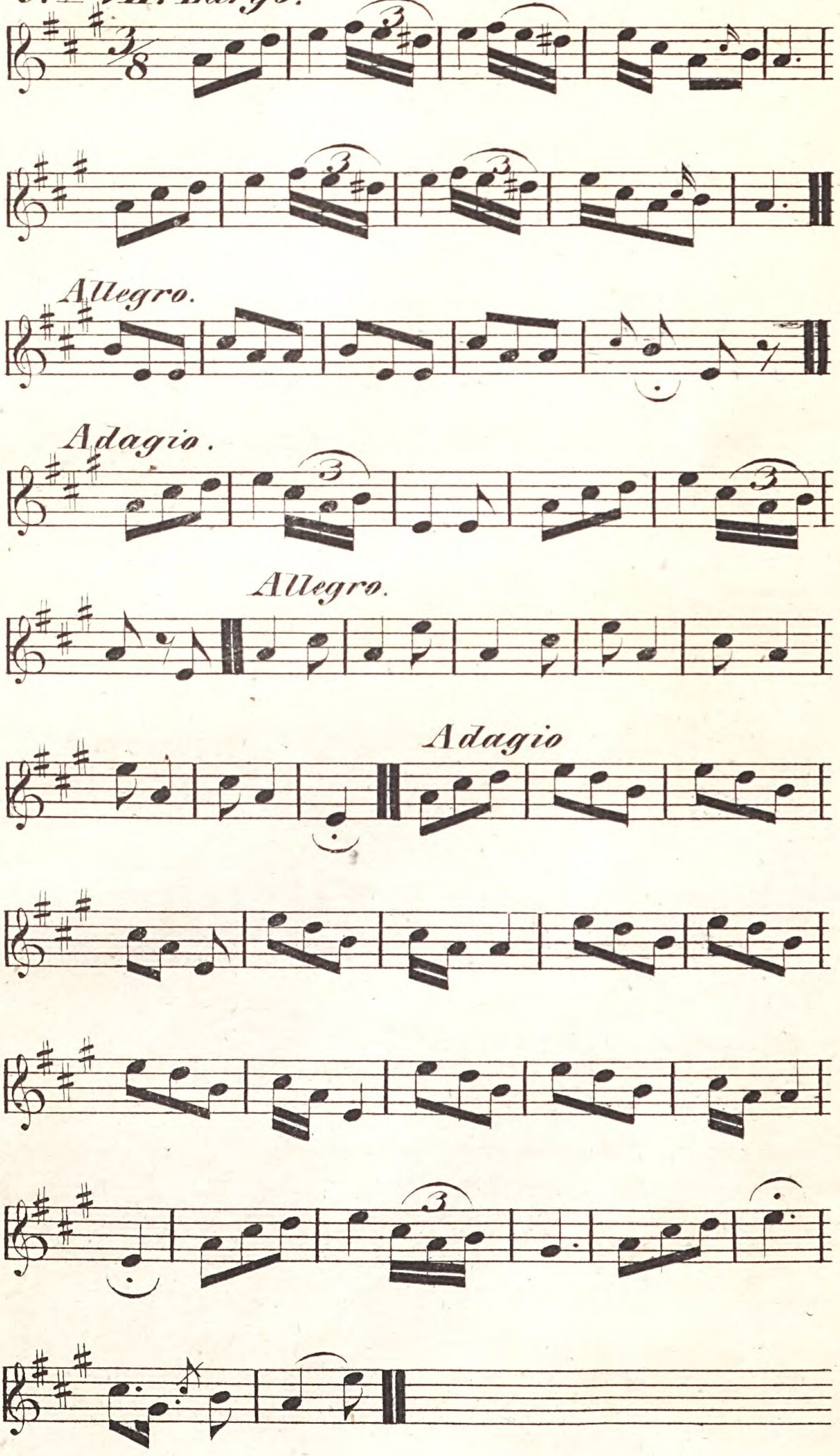
Nro III.
Nro IV. Adagio.
Nro V.



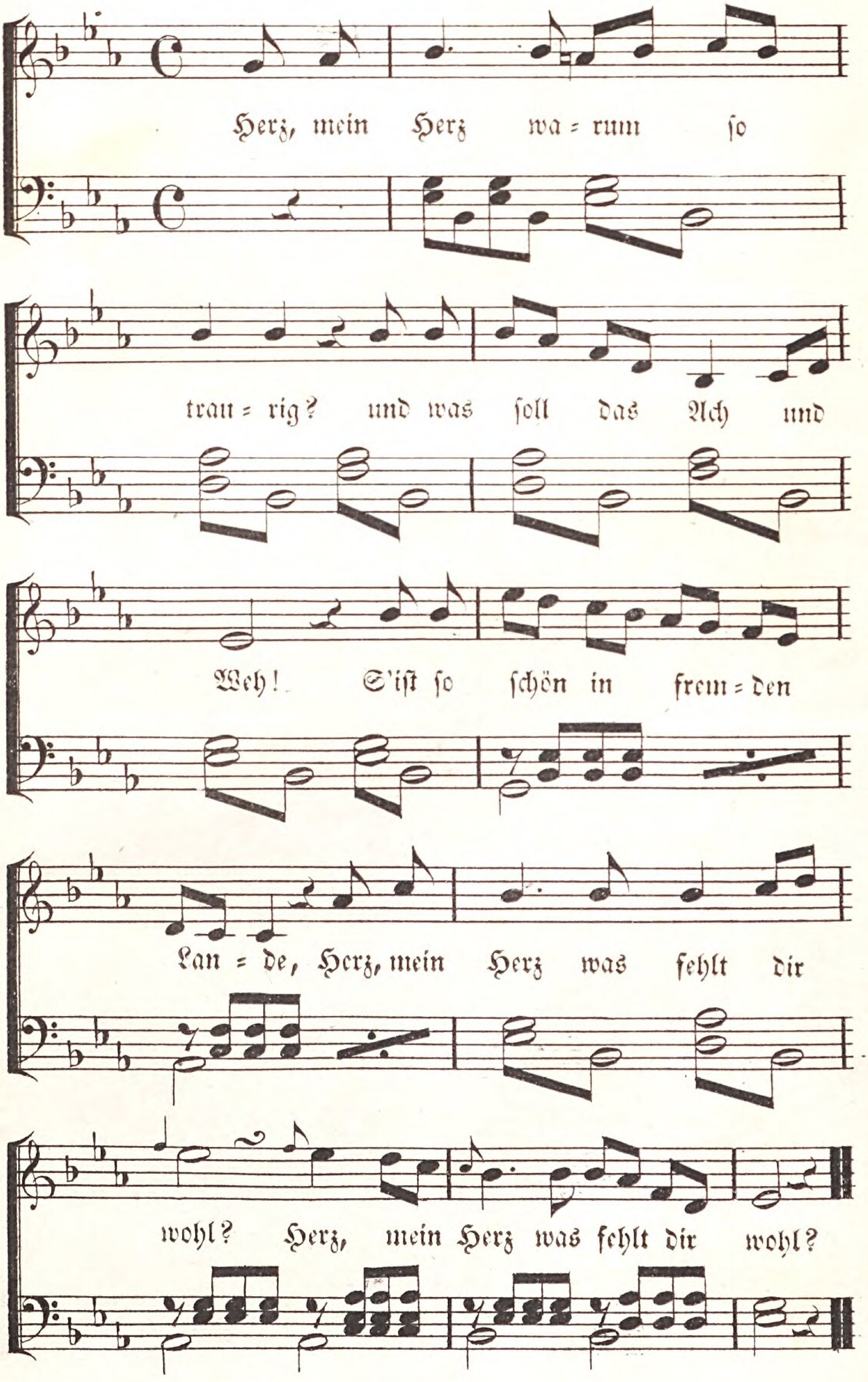
Nro VI. Adagio con espressione.



Nro VII. Largo.



Das Tyroler Heimweh.



Was mir fehlt? es fehlt mir Alles,
Bin so ganz verlassen hie.
Ist's auch schön im fremden Lande
Dennoch wird's zur Heimath nie.

In die Heimath möcht' ich wieder,
Aber bald, nur ja recht bald!
Möcht zum Vater, möcht zur Mutter,
Möcht zu Berge, Thal und Wald.

Möcht die Felsen wiedersehen
Und die hohen Gletscher dran,
Wo die flinken Gemsen springen
Und kein Jäger folgen kann.

Möcht die Glocken wieder hören
Wenn der Hirt zu Berge treibt,
Wenn die Rinder freudig springen
Und kein Lamm im Thale bleibt.

Wieder sehn die braunen Häuschen,
Wo vor allen Thüren gar
Nachbarleute freundlich grüßen
Mich, die ich so glücklich war.

Keiner hat uns lieb da draußen,
Keiner drückt so warm die Hand,
Und kein Kind will mit uns lachen,
Wie daheim im Tyroler Land.

In die Heimath möcht ich wieder,
Wo ich jung so glücklich war.
Ach mir fehlet Ruh und Frieden,
Bis in meinem Thal ich bin.

Herz, mein Herz in Gottes Namen,
S'ist ein Leiden, gieb dich drein.
Will es Gott, so kann er helfen
Daß wir bald zu Hause seyn.

In der Kesselring'schen Hofbuchhandlung zu Hildburghausen sind unter andern folgende empfehlenswerthe Schriften erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Assegond, Albrecht, Taschenbuch für Seebadreisende. Aus dem Französischen. 8. 1 Thlr.

Conversationsblatt, medizinisches. Herausgegeben von Dr. Hohnbaum in Hildburghausen und Dr. Jahn in Meiningen. 1830 — 1832. Der Jahrgang zu 3 Thlr. — Herabgesetzter Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Hohnbaum, Dr. C., über das Fortschreiten des Krankheitsprocesses, insbesondere der Entzündung. Ein Beitrag zur allgemeinen Krankheitslehre. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Derselbe, Hausmittel zur Verhütung und Behandlung der Cholera. 8. 2 Gr.

Jahn, Dr. Fr., Darstellung der Erscheinung und der Behandlung der asiatischen Cholera. 8. 2 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Julius Heinrich Gottlieb

Das Heimweh und der Selbstmord

Bd.: 1

Hildburghausen 1835

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Sm 795 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279950-9